

# infoblatt

Zeitung für internationalistische und emanzipatorische Perspektiven und so

Message  
d'amour des  
dauphins

81



# geblickt ?

Sehen und gesehen werden  
Mein interessierter Blick auf Nicaragua  
Tauziehen um eine Abtreibung in El Salvador  
Bandenbosse im Rampenlicht

Juli 2013

# Editorial

Auf einmal war das Thema überall. Wir hatten uns entschlossen, uns für dieses Heft mit dem *Blick* zu beschäftigen und plötzlich schien sich alles mit dieser Perspektive betrachten zu lassen. Wenn Blicke töten könnten, nur einen Augenblick, der böse Blick, Blickfang, Blicke auf sich ziehen, kolonialer Blick, männlicher Blick, normierender Blick, den Blick suchen, etwas scharf stellen, im Blick haben, einen Blick in die Zeitung werfen, Blick ins Leere, dem Blick standhalten, aus den Augen verlieren ...

Allein diese Vielzahl von Redewendungen und Assoziationen, die uns im Zusammenhang mit *Blick* eingefallen sind, zeigen die Vielschichtigkeit dieses wahnsinnig kurzen Moments des Sehens, des Blickens.

Dann die Fragen: Sind Blick und Perspektive identisch? Was hat Blick mit Bildern zu tun? Wovon sprechen wir, wenn wir von Bildern sprechen? Von Fotografien? Von gemalten Bildern? Filme? Bilder im Kopf? Sind Bilder im Kopf gleichzusetzen mit gesellschaftlichen Normen? Wie ist der Zusammenhang von Blick und Norm? Blick, Bild, Norm, Normierung, Blick? All diese Fragen werden in diesem Heft nicht beantwortet. Das Thema ist zu groß, um es vollständig bearbeiten zu können.

Wir haben den im Redaktionssprachgebrauch so genannten „Überblicksartikel“, der zu Beginn jedes inhaltlichen Schwerpunkts steht, diesmal wörtlich genommen und versucht, unsere Gedanken und Diskussionen über den *Blick* darzulegen. Der Text „Der Panoptische Blick“ beschäftigt sich mit dem normierenden Blick auf Körper. Es geht um die Macht von Blicken und deren Wirkung auf das eigene Körperbild am Beispiel von älteren Menschen. Wie zwei brasilianische Kinder im 19. Jahrhundert nach München verschleppt und zur Schau gestellt werden, erzählt der Artikel „Begierigen Blicken ausgesetzt“. Die Frage, wie Blicke sich in Bildern niederschlagen und wie sich darüber Macht und Diskriminierung vermittelt, wird in dem Artikel „Geschichte von Bildern – Bilder von Geschichte“ am Beispiel von Fotografien aus der NS-Zeit dargestellt. Über die unterschiedlichen Perspektiven von Opfern und Täter\_innen werden die unterschiedlichen Blicke auf Geschichte über das eigene Erleben und das eigene Tun deutlich.

„Mein selektiver Blick auf Nicaragua“ beleuchtet aus einer sehr persönlichen Perspektive eines langjährigen Nicaragua-Aktivisten den Zusammenhang aus eigenen Denkmustern und der selektiven Wahrnehmung dessen, was in Nicaragua politisch und alltäglich passiert.

Wir wünschen beim Lesen Durchblick, viele neue Einblicke und spannende Augenblicke.

## Impressum:

Das Info-Blatt wird herausgegeben vom Ökumenischen Büro für Frieden und Gerechtigkeit e.V., Pariser Str. 13, 81667 München.

Telefon: 089 - 448 59 45  
Telefax: 089 - 48 76 73  
E-mail: [info@oeku-buero.de](mailto:info@oeku-buero.de)  
Homepage: [www.oeku-buero.de](http://www.oeku-buero.de)

Konto: 561 76 258, SSK München, BLZ 701 500 00

Flugdienst: 089 - 89 22 49 61 / Fax -62  
E-mail: [flug@oeku-buero.de](mailto:flug@oeku-buero.de)

## Mitarbeiter\_innen:

Babs Kwapkowski, Christian Wimberger (cw), Eberhard Albrecht (ea), Eva Bahl (eb), Eva-Maria Bach, Gabi Fischer (gf), Klaus Pinzek, Marianne Walther, Ruth Weizel

## Bildnachweise:

- S. 7: Marianne Walther
- S. 9: Ökumenisches Büro
- S. 12: Zara Pfeiffer
- S. 14: Loy Mc Candless Library, wikimedia commons
- S. 16 – 19: Yad Vashem
- S. 20-24: Ökumenisches Büro
- S. 25: Sara Henríquez
- S. 33: Kathrin Zeiske
- S. 42: Erika Harzer

Onlineausgabe unter [www.oeku-buero.de](http://www.oeku-buero.de)  
V.i.S.d.P.: Klaus Pinzek (Ökumenisches Büro)

Das Infoblatt des Ökumenischen Büros wird gefördert durch die



Landeshauptstadt  
München

Kulturreferat

## Inhalt

ÜberBlick	3	<b>El Salvador</b>	
Sehen und gesehen werden - Panoptische Blicke auf Körper	6	Tauziehen um eine Abtreibung in El Salvador	28
Begierigen Blicken ausgesetzt	12	<b>Honduras</b>	
Bilder von Geschichte - Geschichte von Bildern	16	Bandenbosse im Rampenlicht	32
Mein interessierter Blick auf Nicaragua	20	<b>BUKO: Verweigern Widersetzen Revoltieren</b>	38
<b>Nicaragua</b>		<b>Rezensionen</b>	
Gewalt gegen Frauen in Nicaragua	25	Nicaragua: Solidarität heute und morgen	40
		Honduras: Stimmen gegen den Ausverkauf des Landes	41

# ÜberBlick

(gf) Was haben Sie gesehen, als sie das Titelblatt betrachtet haben? Haben Sie auf dem Etikett der Flasche ein Liebespaar gesehen? Und nur das? Wahrscheinlich haben Sie sich etwas gewundert über die Auswahl des Titelbildes für ein Infoblatt des Ökumenischen Büros. Aber: Die Auswahl hat einen Hintergrund, wir haben dieses Foto nicht nur gewählt, um die Auflage zu steigern.

Wenn Sie ein Kind wären, hätten Sie auf dem Titelbild kein Liebespaar gesehen, sondern neun Delphine. Vielleicht blättern Sie noch einmal zurück und versuchen, die neun Delphine zu finden.

...

Das ist nicht so einfach. Vielleicht haben Sie gar keine gesehen? Ist nicht schlimm, aber genau darum geht es: Wir sehen nicht einfach, was wir sehen, sondern wir sehen und deuten, was wir gelernt haben.

Noch ein Beispiel aus der Psychoanalyse:

Zwei Kinder spielen an einem Zaun. Ein Kind schaut durch einen Spalt und sieht, was hinter dem Zaun passiert. Es sieht Erwachsene. „Sind das Männer oder Frauen“, fragt das andere Kind. „Das kann ich nicht sagen“, lautet der Bericht über die Szenerie auf der andern Seite des Zauns. „Die sind alle nackt“. Kinder können bis zu einem bestimmten Alter keinen Unterschied zwischen nackten Körpern erkennen. Sie haben die geschlechtlich codierten Zuschreibungen zu bestimmten Körperteilen noch nicht gelernt, gesellschaftliche Deutungsmuster sind ihnen noch nicht bekannt. Erst im Laufe ihres Sozialisiertwerdens lernen sie, Körper anhand von äußerlichen Merkmalen als „männlich“ oder „weiblich“ zu klassifizieren und damit Körper in das System der Zweigeschlechtlichkeit einzuordnen. Dies geschieht nicht nur über das Sehen, sondern auch über Sprache. Über das stete Wiederholen dessen, dass „Brüste weiblich“ und „Penis männlich“ seien, wird daraus ein quasi-natürliches Faktum.<sup>1</sup> Darüber wird aus einer Gruppe von verschiedenen nackten Menschen eine Gruppe von nackten Frauen und Männern. Das Zusammenspielen von Sehen und Bedeutungszuschreibung gibt dem Blick Macht: Die Macht des Einordnens, des Unterscheidens, des Bewertens.

Gleichzeitig sind Blicke ein wichtiges Moment zwischenmenschlicher Kommunikation. Ein verliebter Blick, ein trauriger Blick, ein strafender Blick, ein liebevoller Blick, ein zärtlicher Blick, ein unsicherer Blick, ein ängstlicher Blick. Blicke vermitteln Gefühle. Blicken wird nach-

gesagt, den Blick ins Innere von Menschen zu ermöglichen. Angeblich können sie – anders als Worte – nicht täuschen. Oder können diese Augen lügen?

## Ein Blick sagt mehr als 1000 Worte

Vor kurzem lag ich mit zwei Freundinnen am See. Wie so oft im Sommer kamen wir auf das Thema Haare. Beine rasieren, Achselhaare rasieren. Man könnte meinen, ein langweiliges, etwas überstrapaziertes Thema. Trotzdem führt es in manchen linken feministischen Kreisen immer wieder zu der Frage: Soll ich oder soll ich nicht? Rasieren von Bein- und Achselbehaarung ist bei Frauen – zum Teil auch bei Männern – mittlerweile selbstverständlich. Vielleicht ist die Thematisierung bei uns auch eine Altersfrage. Wir sind alle Mitte 30 bis Anfang 40 und stellen fest, die Generation unserer Mütter rasierte sich gar nicht. Die jüngeren Generationen hingegen finden Haare an den Beinen und unter den Armen heute richtig eklig. Eine meiner Freundinnen erzählt von einer Phase ihres Lebens, in der sie sich bewusst, als Akt des nach außen getragenen Feminismus, die Beine nicht rasierte. Sie hat einen starken, dunklen Haarwuchs. Als sie in dieser Zeit im Sommer mit kurzen Hosen unterwegs war, bemerkte sie, wie die Leute sie anstarrten, sich nach ihr umdrehten und ihr auf die unrasierten Bein starrten. Es brauchte viel Selbstbewusstsein und Kraft, so durch die Stadt zu laufen. Gleichzeitig fand sie es auch cool, der Norm genau nicht zu entsprechen. Mittlerweile kann und will sie sich dem nicht mehr aussetzen. Auch sie rasiert sich jetzt regelmäßig die Beine, zumindest wenn sie kurze Hosen oder Röcke tragen will. Es gibt kein Gesetz, in dem das Entfernen der Körperbehaarung festgelegt ist. Es gibt keine repressive Instanz, die das Einhalten dieser Körperrnorm überwacht. Es sind die urteilenden und verurteilenden Blicke anderer, die Menschen dazu bringen, ihren Körper so zu bearbeiten, dass er weitestgehend mit den aktuellen Körperrnormen übereinstimmt. Dazu ist es nicht unbedingt notwendig, die Erfahrung, missachtenden Blicken ausgesetzt zu sein, selbst gemacht zu haben. Allein die Vorstellung, diese Blicke könnten eine\_n treffen, ist ausreichend dafür, die Klinge in die Hand zu nehmen und sich die Haare an den geforderten Stellen des Körpers zu rasieren.

Und: Oftmals fühlt man sich besser. Denn es ist nicht nur die Macht des Blicks von Anderen, der man sich unterwirft.



Auch die eigenen Vorstellungen von Schönheit und Körper entwickeln sich nicht losgelöst von dem, was gesellschaftlich in Verhandlung ist. Ob und wie es gelingt, diesen oftmals auch widersprüchlichen Normen zu entsprechen, ist ausschlaggebend für das eigene Körperbild, das Bild von eigener Schönheit, für ein positives Selbstbild.

### „Reflections of this mirror may be distorted by socially constructed norms of beauty“.

Dieser Spruch klebt als Warnung auf dem Spiegel einer Frauentoilette des soziologischen Instituts in München. Auch wenn ich ihn mittlerweile schon häufig gesehen und mich mit dem Inhalt auch theoretisch auseinandergesetzt habe, empfinde ich diese Warnung immer wieder als Erleichterung. Den störenden Pickel, die immer tiefer werden Falten, die strubbeligen Haare sehe ich, weil ich die Normenbrille nicht ablegen kann. Ich könnte nicht einmal sagen, welche Normenbrille ich trage, also welche *socially constructed norms of beauty* in meiner Wahrnehmung produktiv sind. Der Blick in den Spiegel sagt jedoch meist eindeutig: Ich entspreche ihnen nicht. Die Selbstabwertung über den Blick in den Spiegel, das Konfrontiertwerden mit einem Bild von sich, das vielleicht vollkommen anders ist als das Selbstbild im Kopf, kennen sicher viele. Man geht durch die Straße und erschrickt über das Bild von sich selbst in einem Schaufenster. Ist der Bauch wirklich so groß geworden? Hab ich beim Gehen schon immer so mit den Armen geschlenkert?

Aber was sehen wir, wenn wir in den Spiegel schauen? Es gibt keinen objektiven Blick. Wir sehen niemals uns selbst. Denn das, was wir im Spiegel sehen, ist immer im Außen und damit geprägt von dem Blick, mit dem wir das Bild von uns sehen. Im Bereich der Psychoanalyse beschreibt dies Jacques Lacan in seinen Abhandlungen zum Spiegelstadium. Wenn Kinder sich das erste Mal vollständig im Spiegel sehen und sich als sie selbst erkennen. Über das Sich-Selbst-Sehen im Spiegel, sich als vollständig erkennen entsteht ein Selbst-Bild. Dieses Selbst-Bild ist der Ausgangspunkt für die Ich-Werdung. Gleichzeitig ist dieses Bild aber eben nur ein Bild des Selbst. Es ist nicht das Ich, sondern eine Abbildung davon, eine Täuschung. Es kommt zu einer Ich-Spaltung und letztendlich zu der Erkenntnis: Das Ich ist ein anderer.<sup>2</sup> Mit der Erkenntnis des Kleinkindes, dass es sich selbst sehen kann, entsteht ein Bewusstsein darüber, dass auch andere es sehen können. So kommt die Frage auf, mit welchem Blick die anderen das Kind sehen und wie es gesehen werden will.<sup>3</sup> Die erste Wahrnehmung des vollständigen Ichs im Spiegel geht also einher mit der Orientierung an Anderen und der zunehmenden Verinnerlichung des

Blicks der Anderen in Form von gesellschaftlichen Normvorstellungen. Blicke sind also mehr als Blicken und sie wirken auch, wenn sie gar nicht da sind. Blicken wohnt etwas Machtförmiges und Normierendes inne, das für Schönheits- und Körnernormen ebenso gilt wie für normative Muster wie Jugendlichkeit und Alter, Männlichkeiten und Weiblichkeiten uvm.

### Lust am Schauen

Doch der Blick ist nicht nur Macht, sondern auch Lust. Lacan beschreibt, wie Kleinkinder jubeln, wenn sie sich zum ersten Mal selbst im Spiegel sehen. Diese Freude denkt Laura Mulvey in ihrer Abhandlung „Visuelle Lust und narratives Kino“<sup>4</sup> weiter als ambivalente Lust am Schauen. Nicht nur das Sich-Selbst-Sehen, sondern auch das Sich-Selbst-Wiedererkennen(-Wollen) beispielsweise in Bildern von Filmfiguren im Kino, bringt Lust. Und Ernüchterung. Denn auch wenn viele Männer nach einem Rambo-Film breitbeinig den Kinosaal verlassen, irgendwann werden sie feststellen: Sie sind nicht Rambo und sehen auch nicht so aus. So bezeichnet Mulvey die Lust am Schauen im Kino als „die Entstehung einer langen Liebesbeziehung und zugleich die Hoffnungslosigkeit zwischen Bild und Selbstbild“<sup>5</sup>, die die Faszination am Kino ausmacht. Das Kino bietet die Möglichkeit, in einem dunklen Saal sitzend über Inszenierungen auf der Leinwand utopische Bilder des Selbst zumindest zeitweise mitleben zu können. Es handelt sich dabei um eine komplexe Situation. Gezeigt werden Inszenierungen, hergestellt mit dem Blick von Regisseur\_innen, die ohne Spiegelung (in einem dunklen Saal) rezipiert werden von den Blicken der Betrachter\_innen, die das, was sie sehen, mit ihren eigenen Bildern in Kopf verbinden.

### Bilder stellen Bilder her – vermittelt über Blicke

Sowohl im Kino als auch bei Fotografien werden Bilder produziert, deren Blick oft unsichtbar bleibt. Die Macht von Bildern, der Wahrheitsgehalt, der ihnen zugeschrieben wird, verschleiert oftmals die Art, wie sie entstanden sind. Laura Mulvey machte in dem oben erwähnten Text 1975 als eine der ersten auf den männlichen Blick in Filmen aufmerksam. Über den Blick der Personen, die hinter der Kamera stehen, können in der Darstellung von beispielsweise Frauen, Schwarzen, Juden oder Schwulen<sup>6</sup> in Filmen gesellschaftliche Machtverhältnisse reproduziert werden.<sup>7</sup> Vermittelt über diese Bilder werden Vorstellungen darüber mit beeinflusst, wie die dargestellten Personen(gruppen) angeblich wirklich sind. Ähnlich wie die Sprache stellen



auch Bilder Machtverhältnisse her, indem sie sie reproduzieren und damit als quasi-natürlich gelten lassen. Deutlich wird dies beispielsweise auf Bildern aus der Kolonialzeit. Der Weiße Blick, der sich auf ihnen widerspiegelt und aus dessen Perspektive Schwarze Menschen in den Kolonien als „minderwertig“ exotisiert und „unzivilisiert“ dargestellt werden, wirkt bis heute in Vorstellungen über Schwarze Menschen vor allem in afrikanischen Ländern weiter.<sup>8</sup>

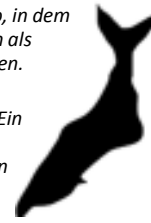
Bilder produzieren und diesen Bildern eine Aussagekraft zu verleihen – hinter dieser Dynamik steckt ein komplexer Prozess. Zunächst ist es der Blick der fotografierenden Person, der entscheidet, was letztendlich auf dem Foto zu sehen



ist. Ein selektiver Blick, der niemals alles aufnehmen kann. Die Auswahl erfolgt mehr oder weniger reflektiert nach unterschiedlichen Gesichtspunkten. Soll das Foto schockieren, soll es künstlerisch wertvoll sein? Soll es dokumentieren, eine Stimmung vermitteln? Die Fotografin Gisèle Freund hat sich mit dem Verhältnis Fotografin, Bild, Aussagekraft des Bildes auseinandergesetzt und sagt: „Die unmittelbare Gegenwart erhält einen symbolischen Wert, der in dem Betrachter – falls das Photo eine Aussage besitzt – eine endlose Folge von Assoziationen, Ideen und Gefühlen hervorruft. Eine Photographie kann niemals mehr aussagen, als der Photograph sieht. Ich bin es, der den präzisen Moment bestimmt, in dem auf den Auslöser gedrückt werden muss. Ich wähle den genauen Ausschnitt, in dem eine Szene gezeigt werden soll. Zwanzig Photographen, die an genau derselben Stelle stehen wie ich, werden verschiedene Bilder sehen. Die Sensibilität eines jeden Individuums nimmt den gleichen Gegenstand auf jeweils einzigartige, nur ihm zugehörige Art und Weise auf.“<sup>9</sup> Freund unterscheidet also sehr genau zwischen dem Akt des Fotografierens, der lediglich den Augenblick der Fotografin widerspiegelt – also das, was sie mit ihren Augen wahr nimmt – und der Bedeutung, die dieses Bild von Anderen erhält. Aussagekraft erhält das Bild erst über die deutenden Blicke der Betrachter\_innen, die Assoziationen und Gedanken, die das Gesehene in den Betrachter\_innen hervorruft. Wie Bilder gelesen werden, kann von den Fotografierenden in Freunds Augen nur bedingt beeinflusst werden. Und trotzdem oder gerade deswegen kann über Bilder der Eindruck von Wirklichkeit entstehen, doch „[d]as Bild bleibt ein Bild. Die Wirklichkeit wird vom Bild überdeckt, und das Bild gibt eine falsche Sicht auf die Welt.“<sup>10</sup> Ein Bild kann also niemals nur Bild sein. Bilder scheinen Wirklichkeiten zu repräsentieren, Wirklichkeiten werden aber in Bilder hineingelegt. Es existiert ein Wechselverhältnis zwischen Bildern und Bildern von Wirklichkeiten. Vermittelnde Instanz hierbei ist der Blick. Blicke sind also auf verschiedenen Ebenen relevant.

Sie treffen auf Menschen und Menschen werden von ihnen getroffen. Sie beeinflussen Handeln, auch wenn sie gar nicht unbedingt präsent sind. Somit vermitteln Blicke Normen und reproduzieren diese. Sie übertragen Machtbeziehungen. Sie produzieren Bilder im Kopf, aber auch materielle Bilder, die mit den Bildern im Kopf gedeutet werden. Und Blicke blenden aus. Manchmal ist es mühsam, etwas wieder in den Blick zu nehmen. Haben Sie die Delphine mittlerweile gefunden?

- <sup>1</sup> Vgl. Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*; Villa, Paula-Irene (1999): *Sexy Bodies*.
- <sup>2</sup> <http://de.wikipedia.org/wiki/Spiegelstadium> (letzter Abruf: 6.7.2013)
- <sup>3</sup> An dieser Stelle leitet Lacan das Begehren über den Blick der Mutter ab. Das Kind möchte so gesehen werden, wie der Blick der Mutter das für sie schönste und vollkommenste Kind sieht. [http://www.oaza.ch/OazA\\_Spiegelung.html](http://www.oaza.ch/OazA_Spiegelung.html) (zuletzt abgerufen am 6.7.2013)
- <sup>4</sup> Mulvey, Laura (1994): *Visuelle Lust und Narratives Kino*. In: Weissberg, Liliane: *Weiblichkeit und Maskerade*, S. 30–46.
- <sup>5</sup> Mulvey (1994): S. 35
- <sup>6</sup> Die hier aufgeführten Personengruppen sind nicht als Kategorien zu verstehen, sondern sind Projektionsflächen gesellschaftlicher Zuschreibungen.
- <sup>7</sup> Dies geschieht selbst bei vermeintlich kritischen Filmen wie „Django unchained“ von Quentin Tarantino, in dem neben Django die meisten anderen Sklav\_innen als dumpf und handlungsunfähig dargestellt werden.
- <sup>8</sup> Kritisch analysieren dies Aktivist\_innen und Forscher\_innen mit postkolonialer Perspektive. Ein eindrückliches Beispiel über Kontinuitäten des kolonialen Blicks gibt der Film „white charity“, in dem Spendenaktionen auf rassistischen Gehalt untersucht werden. Der Film kann im Internet angesehen werden (<http://www.whitecharity.de/>)
- <sup>9</sup> Freund, Gisèle (1977): *Memoiren des Auges (1908-2000)*, S. 19.
- <sup>10</sup> [http://www.nur-zitate.com/autor/Gisele\\_Freund](http://www.nur-zitate.com/autor/Gisele_Freund) (zuletzt abgerufen am 15.7.2013)



# Sehen und gesehen werden

## Panoptische Blicke auf Körper<sup>1</sup>

Tina Denninger

*„Interviewerin: Und hören Sie dann heute auch noch solche Komplimente? Ingrid: (Heftiges Kopfschütteln) Nein. Ich habe dann auch mal so gedacht, so als ich fünfzig, sechzig war, oder mit sechzig, habe ich gedacht, ich achte jetzt mal drauf, ob sich überhaupt noch jemand nach mir (.) oder dich anguckt oder so. Und dann habe ich gemerkt, nein, das ist total weg. Das ist so, man ist, man gehört zu der grauen Masse, so wie ich auch, wenn da so eine junge Frau kommt, die mir gefällt, oder die hübsch aussieht, die gucke ich an, aber kommt dann so eine 65-jährige, gucke ich ja auch gar nicht hin, ne? Das ist so, tuckert da so vor sich hin, und ich wahrscheinlich auch, das ist ulkig, da nimmt man sich gar nicht mehr so wahr. Da gehört man so zu dem Rest, der auch noch rumläuft.“ (Ingrid, 69 Jahre)*

## Einführung

Wie aus dem obenstehenden Zitat deutlich wird, ist die Wahrnehmung des eigenen Körpers und der eigenen Sichtbarkeit eng mit den Blicken Anderer sowie mit herrschenden Vorstellungen von Schönheit und Alter verbunden. Um herauszufinden, ob sie noch attraktiv ist, sucht die Befragte nach den anerkennenden Blicken der Menschen auf der Straße – die sie aber aufgrund ihres Alters als – aus ihrer Sicht durchaus nachvollziehbar – verschwunden ansieht. Der Blick steht hier als Beweis für die eigene Existenz und für gesellschaftliche Wertschätzung – fehlt der Blick, verschwindet man in der Masse. Bisher wurde dem Blick von Seiten der Soziologie wenig Aufmerksamkeit geschenkt. So macht Jean-Claude Kaufmann in seinem Buch *Frauenkörper-Männerblicke* deutlich: „Da uns einerseits die Intelligenz der Sprache in ihren Bann zieht und wir uns andererseits so sehr auf das materielle Substrat des Blickes (das Bild) konzentrieren, haben wir den beträchtlichen Platz, den der Blick selbst in unserer Gesellschaft einnimmt, noch nicht erfaßt.“<sup>2</sup> Ziel dieses Artikels ist es, eben jene Bedeutung des Blicks als ge-

sellschaftlich konstituierten und konstituierenden Prozess herauszuarbeiten und diese mit dem „materiellen Substrat“, in diesem Fall dem Körperbild, zusammenzuführen.

## Konzeptualisierung des Blicks

Im Folgenden wird ein Begriff des Blickens zu entwickeln sein, der maßgeblich von einem rein physiologischen Vorgang der optischen Wahrnehmung abzugrenzen ist. „Objektive Realität entsteht in der und durch die Perspektive eines einzelnen Subjekts“ (Copjec 2005: 79f.). Der Blick bzw. das Sehen fungiert sozusagen als Bindeglied oder Filter zwischen Subjekten und Objekten und auch im Verhältnis der Subjekte zu sich selbst. Gesehen wird nicht ein objektiv vorhandener Gegenstand oder ein Mensch, das Gesehene ist Symbol, Zeichen, Bild oder Metapher. Sehen wird hier als „sozial und kulturell konditionierter Prozeß“ verstanden, der in „Zusammenhängen ökonomischer, politischer und kultureller Machtverhältnisse verortet ist“ (Kravagna 1997: 8). Das Blicken wird hier also als ein Prozess verstanden, durch den sich die Beziehungen der Subjekte und Objekte zueinander konstituieren und durch den bestimmte kulturelle, gesellschaftliche (Körper)-Bilder geschaffen werden.

## Blicke und Macht

Simmel bezeichnet den Blick – im Gegensatz zum gesprochenen Wort – als „reinste Wechselbeziehung, die überhaupt besteht.“ Er führt weiter aus, der Blickkontakt „kristallisiert zu keinerlei objektivem Gebilde, die Einheit, die er zwischen ihnen [den beteiligten Individuen, Anm. T.D.] stiftet, bleibt unmitelbar in das Geschehen, in die Funktion aufgelöst“, so dass „keine objektive Spur“ zurückbleibt (Simmel 1908: 484). Ganz im Gegenteil soll aber hier gezeigt werden, dass Blicke mehr sind als nur kurze Momentaufnahmen zwischen Personen. Blicke sind Teil gesellschaftlicher Strukturen, die zwar veränderbar,



aber durchaus gefestigt sind. Sehen ist also „gleichzeitig Instrument und Effekt gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsstrukturen.“ (Schaffer 2008: 145)

Der hier entwickelte Begriff des Blickens lehnt sich an Foucaults Beschreibung des Panopticons<sup>3</sup> an, welches an dieser Stelle als Paradigma für die Struktur der Gesellschaft dienen kann. Foucault definiert den Panoptismus als „charakteristisches Merkmal unserer Gesellschaft. Er ist eine Form von Macht, die über den Einzelnen in einer ständig individuellen Überwachung ausgeübt wird, in Form von Kontrolle, Strafe und Belohnung, in Form von Besserung, das heißt der Formung und Veränderung des Einzelnen im Sinne bestimmter Normen.“ (Foucault 2002: 102) Der Panoptismus ist also keine personengebundene Macht, sondern eine überindividuelle und grundlegende gesellschaftliche Struktur, eine „anonyme [...] körperlose Macht“<sup>4</sup>. (Laval 2012: 56)

Um zu verdeutlichen, wie personenunabhängig der Blick ist, soll hier Kaja Silvermans Begriff des *gaze*<sup>5</sup> – im Folgenden *Blickregime*<sup>6</sup> – eingeführt werden. Antke Engel (2002) bereitet den Begriff soziologisch auf und definiert ihn als „ein ungeschriebenes, gewohnheitsmäßiges Regelwerk, [...] strukturelle und

soziale Codes der Verstehbarkeit, [...] quasi die Institution des Sehens, die das Feld des Sichtbaren in bestimmter Weise gliedert und organisiert.“ (ebd.: 150) Das Blickregime ist also nicht ein personengebundener Blick, sondern eher als Struktur zu verstehen, welches das alltägliche Blicken organisiert. Das Blickregime verkörpert also Normen und Ideale sowie die Vorstellungen von Sichtbarem und Unsichtbarem und wird vom Individuum antizipiert und internalisiert. Blicken wohnt also immer ein normierendes und normalisierendes Moment inne. Blicke schaffen also Grenzen, aus denen sie wiederum auch selbst entspringen. Blicke können einen in die Schranken weisen, sie können abwerten, sie können ausbleiben und dadurch die Grenzen des Sichtbaren, der Anerkennbaren, des Lebbaaren, des Sagbaren abstecken. Dies heißt aber nicht, dass diese Grenzen und Strukturen nicht verändert werden könnten.<sup>7</sup>

#### **Wer blickt? Wer wird angeblickt, und wer nicht?**

Da Blicken wie oben dargestellt machtförmig strukturiert ist, ergibt sich die Frage nach den Positionen,

aus denen heraus subjektives Sehen stattfindet. Diese Blickpositionen sind eindeutig kulturell, historisch, gesellschaftlich strukturiert und hierarchisch. Die Filmwissenschaftlerin Laura Mulvey hat in diesem Zusammenhang den Begriff des *male gaze* (Mulvey 1975) geprägt und damit aufgezeigt, wie stark Geschlechterhierarchien mit einer bestimmten Form des Sehens einhergehen. Sie zeigt, wie Frauen in Filmen zu Objekten der Begierde gemacht werden, dadurch dass die Kamera von heterosexuellen Männern geführt wird. Frauen sind die Angeblickten und Männer die Blickenden. Dabei wird deutlich, dass es hier nicht lediglich um eine spezifische Form des Blickens geht, sondern um eine tief verankerte gesellschaftliche Struktur mit weitreichenden Folgen. „The male gaze is not only a trick perpetrated on hapless women by manipulative men. It has become part of the structures of feeling of our day and age [...]“ (Streeter et al.)<sup>8</sup>. Interessant hierbei in Hinsicht auf die Frage „Wer blickt“ ist nun nicht nur, dass Männer „Träger des Blicks“<sup>9</sup> (Mulvey: 9) sind, sondern dass auch Frauen sich selbst und andere Frauen durch eben diesen *male gaze* sehen. Der *male gaze* ist gesellschaftlich so tief verankert, dass er als gesellschaftliche Struktur, nicht (nur) als tatsächlicher Blick von Männern auf Frauen fungiert, er ist eben nicht nur ein Blick, sondern ein Blickregime (s. oben): „der *male gaze* ist auch der *female gaze*, d. h., dass Frauen sich gegenseitig durch den *male gaze* anblicken.“<sup>10</sup> (Sassatelli 2011: 127)

Je nach Geschlecht, aber auch nach Alter, nach Schicht oder „race“, je nach den sozialen Beziehungen zwischen dem Blickenden und den Befragten und daraus folgend je nach der sozialen Machtposition der Beteiligten, wirken Blicke unterschiedlich, haben unterschiedliche Funktion und werden verschieden interpretiert. So mag dem bewundernden Blick eines jungen Mannes mehr Bedeutung beigegeben werden als dem einer älteren Frau oder der Blick einer wohlhabenden Person „wertvoller“ sein als der eines armen Menschen.

### Blicke und Anerkennung

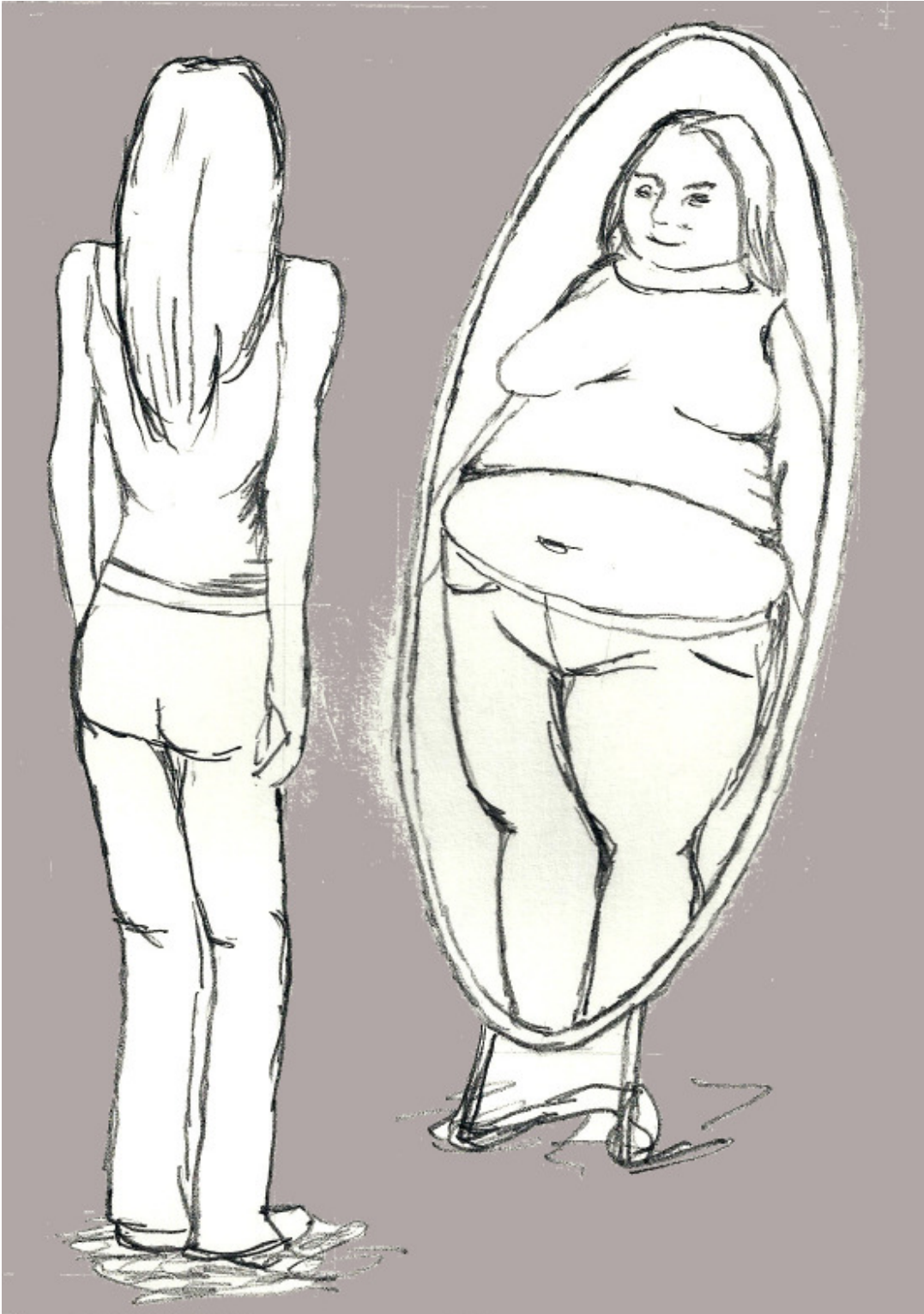
Judith Butler beschreibt in „Hass spricht“ die Macht der Sprache, uns zu verletzen. (Butler 1998: 9 ff) Diese Verletzbarkeit führt Butler auf die Tatsache zurück, dass der Mensch erst durch die Anrufung Anderer überhaupt existiert. Ich-Werdung geschieht also durch Anrufung: „Das Subjekt ‚existiert‘ nicht nur dank der Tatsache, daß es anerkannt wird, sondern dadurch, daß es im grundlegenden Sinn *anerkannt* ist.“ (Butler 1998: 15). Ebenso aber sind wir von den Blicken Anderer abhängig, um zu sein. Bevor wir nicht erblickt werden, sind wir im Butlerschen Sinne tatsächlich noch nicht (oder – im Falle des Alters – nicht mehr) existent. Erblickt werden heißt aner-

kannt werden, nicht erblickt werden heißt unsichtbar bleiben und damit von Anerkennung ausgeschlossen zu sein. Oder wie Paula Villa es umgekehrt formuliert: „Sichtbarkeit – sei diese wörtlich im Sinne von Bildern, etwa in den Medien, oder metaphorisch, etwa im Sinne einer sprachlichen Präsenz – ist die Grundvoraussetzung für soziale Wahrnehmbarkeit und damit für gesellschaftliche Relevanz.“ (Villa 2008: 259) An Fragen des Sehens und Blickens schließen sich also in jedem Fall auch Fragen des Gesehenwerdens und damit auch des Nicht-Gesehenwerdens und der Marginalisierung an. Denn auch „Sichtbarkeit [ist] nie gegeben, sondern immer in einem Zusammenhang aus Wissen und Macht produziert [...] und [steht] in einem gegenseitigen Modulationsverhältnis zu Unsichtbarkeit [...]“ (Schaffer 2008: 13). Blicke sind also Träger von Macht und von Normen, eine Definition, die auch entscheidend für die Verbindung mit dem Körperbild ist: „Der stillschweigend durch die Blicke ausgeübte normative Druck“ (Kaufmann 2006: 248) ist entscheidend für das Verhältnis zum eigenen Körper, für dessen Bewertung sowie den Umgang mit diesem.

### Konzeptualisierung von Körperbild

Geht man nun von einer solchen Konzeption des Blicks als machtförmigem Prozess aus, der gesellschaftliche Wertvorstellungen (und damit auch Schönheitsideale und Körpernormen) vermittelt und durch den diese wiederum reproduziert werden, liegt die Verbindung zum Körperbild nahe. Der vor allem im englischsprachigen Raum – sowohl in der Forschung als auch im Alltagsgebrauch – verbreitete Begriff des *body image* bezeichnet die „Vorstellung vom und Einstellung zum Körper“ (Dauschek 1994 : 58), also das Bild des eigenen Körpers und dessen Bewertung. Resultat dieser Einschätzung ist die Zufriedenheit oder eben Unzufriedenheit mit dem Körper, also ein positives oder negatives Körperbild. Gerade in der spätmodernen Gesellschaft, in der der Körper als individuelles Projekt (vgl. Posch 2009) gehandhabt wird, sind Körperbild und Selbstbild dabei keineswegs zu trennen. „Eine wertende Stellungnahme zum eigenen Körper impliziert vielmehr auch eine wertende Stellungnahme zum eigenen Selbst“ (Gugutzer 2002:199), die allerdings nicht die ganze Person betreffen muss, sondern sich auf Teile des Körper- und damit auch Selbstbildes beschränken kann. Die hier verfolgte These lautet also, dass es Blicke sind, die ganz grundlegend unser Körperbild prägen und dass jeder einzelne an der Produktion und Reproduktion der Blickregime beteiligt ist. Das Körperbild entwickelt sich dabei relational (vgl. Gugutzer 2002: 203 ff.). Die Einschätzung des eigenen Körpers als (zu) dick, sportlich oder eben auch als jung oder alt erfolgt einerseits im sozialen, anderer-





seits im biographischen Vergleich. Zunächst zum sozialen Vergleich: Das Körperbild entwickelt sich vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Schönheits- und Körperrnormen sowie durch den Vergleich mit Anderen. Referenz für die eigene Körperbewertung ist hier also der/das verallgemeinerte Andere.<sup>11</sup> Der/das verallgemeinerte Andere ist Sinnbild für die oben genannten Körperrnormen, denn er/es „übt die

Kontrolle über das Verhalten ihrer einzelnen Mitglieder aus“, indem die Gesellschaft auf diese Art und Weise „in das Denken des Einzelnen ein[tritt].“ (Mead: 1998). Neben der Relevanz dieser gesellschaftlichen Strukturen für das eigene Körper selbst sind es vor allem die signifikanten Anderen, also die konkreten Bezugspersonen, deren Bewertung man sich ausgesetzt sieht (vgl. Hurd Clarke und Griffin

2007: 702f). Verbunden mit dem Blick heißt dies, dass Individuen ihre Selbst- und Körperbilder nicht nur durch die Antizipation der Blicke konkreter Personen entwickeln, sondern auch, indem sie sich selbst aus der Perspektive der Gesellschaft betrachten. Körperbilder sind dabei niemals fix und starr, sondern elastisch und situationsabhängig (Hurd Clarke 2011 : 20). Selbiges gilt dementsprechend für Selbstbilder. Hier wird nicht von einer festen Identität ausgegangen (vgl. Graefe 2010), vielmehr ist die Arbeit am eigenen Selbst ebenso wie die Arbeit am eigenen Körper Bestandteil eines lebenslangen Konstruktionsprozesses. Dieser Prozess ist immer auch sozial eingebettet und geprägt und davon abhängig, welchen Erfolg man sich durch diese Erarbeitung verspricht: „Welchen Stellenwert und welches Interesse die Angehörigen der verschiedenen Klassen der Selbstdarstellung einräumen, in welchem Umfang sie sich der damit gegebenen Vorteile bewusst sind, schließlich wie viel Zeit, Mühen und Entbehrungen sie wirklich dafür aufwenden, richtet sich nach den Chancen der vernünftigerweise davon zu erwartenden materiellen und symbolischen Vorteile.“ (Bourdieu) Wovon man sich Vorteile erwartet, ist abhängig von herrschenden Körperidealen.

### Fazit: Verbindung von Blicken und Körperbildern

Mithilfe der geschilderten Konzeptualisierungen des Blicks und des Körperbildes kann man eben jene „Filter aus sozialen Normen und kulturellen Idealen, die zwischen dem Sehendem und Gesehenem wirksam werden“ (Kravagna: 8), herausarbeiten. Ebenjene Filter sind auch dieselben, durch die die Subjekte auch auf sich selbst blicken und dadurch ihr Körper-selbstbild konstruieren. Ziel ist es also, zu ergründen, wie Subjektwerdung über Blicke in Bezug auf Körper stattfindet und welche Körperbilder aus diesem Prozess entstehen. Das Mittel des Blick als Analyseinstrument eröffnet die Perspektive auf die Gewordenheit des Körpers und des eigenen Körperbildes. Der Blick in den Spiegel als Kontrollmechanismus des eigenen Körpers steht dabei für die „reflektierende Kraft des Anderen“ (Engel 2009: 186) und dessen Resultat ist ein bestimmtes Körperbild. Dies gilt auch, wenn es Blicke von Anderen genau nicht gibt. So ist beispielsweise die von vielen älteren Frauen wahrgenommene ‚Unsichtbarkeit‘ Ausdruck eines Altersbildes, welches Jugend höher schätzt als Alter. Der vermeintlich fehlende Blick der Anderen führt zu einem negativen Körperbild und ist wiederum durch dieses bedingt: denn auch das Gefühl, nicht wahrgenommen zu werden basiert wiederum auf eigenen Bildern des Anerkannten und weniger Anerkannten. Gefragt werden kann auch nach den maßgeblichen

Einflussfaktoren auf den Prozess der Konstitution des Körperbildes? Welche Normen stehen dahinter und welche Normen kollidieren hier womöglich miteinander? Welche Machtbeziehungen zwischen verschiedenen Subjekten und Objekten lassen sich herauslesen und wie konstituieren diese wiederum spezifische Körper (und auch Alters-)bilder? Und bei all diesen Fragen nach Normen und Idealen ist auch die Frage zu stellen, welche Möglichkeiten der Veränderung, der Umdeutung und des Widerspruchs es gibt? Welchen Ausweg gibt es aus den Strukturen von Blickregime und dem Feld des Sichtbaren?

- Brunon-Ernst, Anne (Hg.) (2012): *Beyond Foucault. New Perspectives on Bentham's Panopticon*. Farnham: Ashgate.
- Butler, Judith (1998): *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Berlin.
- Copjec, Joan (2005): *Der Andere, wahrscheinlich*. In: Blümle, Claudia; von der Heiden, Anne (Hg.): *Blickzählung und Augentäuschung. Zu Jacques Lacans Bildtheorie*. Zürich/Berlin: diaphanes.
- Dauschek, Anja (1994): *Attraktivität und Körperbild. Ein Exkurs über den Körper*. In: Elisabeth Redler (Hg.): *Der Körper als Medium zur Welt. Eine Annäherung von außen: Schönheit und Gesundheit*. Frankfurt am Main: Mabuse-Verlag, S. 57–69.
- Engel, Antke (2002): *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*. Frankfurt a. M.: Campus Verlag.
- Engel, Antke (2009): *Bilder von Sexualität und Ökonomie. Queere kulturelle Politiken im Neoliberalismus*. Bielefeld: transcript.
- Foucault, Michel (2002): *Die Wahrheit und die juristischen Formen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Fuchs, Werner; Klima, Rolf; Lautmann, Rüdiger; Rammstedt, Otthein; Wienold, Hanns (Hg.) (1988): *Lexikon zur Soziologie*. Westdeutscher Verlag.
- Gräfe, Stefanie (2010): *Altersidentität. Zum theoretischen und empirischen Gebrauchswert einer prekären Kategorie*. In: *Mittelweg* 36 19 (5), S. 34–51.
- Gugutzer, Robert (2002): *Leib, Körper und Identität. Eine phänomenologisch-soziologische Untersuchung zur personalen Identität*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Hurd Clarke, Laura; Griffin, Meredith (2007): *Becoming and being gendered through the body: older women, their mothers and body image*. In: *Ageing & Society* 27, S. 701–718.
- Kaufmann, Jean-Claude (2006): *Frauenkörper-Männerblicke*. Konstanz: UvK.
- Kravagna, Christian (Hg.) (1997): *Perspektive Blick. Kritik der visuellen Kultur*. Berlin: Edition ID-Archiv.
- Laval, Christian (2012): *From Discipline and Punish to The Birth of Biopolitics*. In: Anne Brunon-Ernst (Hg.): *Beyond Foucault. New Perspectives on Bentham's Panopticon*. Farnham: Ashgate, S. 43–60.
- Mead, George Herbert (1973): *Geist, Identität und Gesellschaft*. aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Mulvey, Laura (1975): *Visual Pleasure and Narrative Cinema*. In: *Screen* 16 (3), S. 6–18.
- Posch, Waltraud (2009): *Projekt Körper. Wie der Kult um die Schönheit unser Leben prägt*. Frankfurt/New York: Campus.
- Sassatelli, Roberta (2011): *Interview with Laura Mulvey: Gender, Gaze and Technology in Film Culture*. In: *Theory, Culture & Society* 28 (5), S. 123–143.

Schaffer, Johanna (2008): *Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung*. Bielefeld: transcript.

Silverman, Kaja (1996): *The Threshold of the Visible World*. New York/London: Routledge.

Silverman, Kaja (1997): *Dem Blickregime begegnen*. In: Christian Kravagna (Hg.): *Perspektive Blick. Kritik der visuellen Kultur*. Berlin: Edition ID-Archiv, S. 41–64.

Simmel, Georg (1908): *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. 1. Aufl. Berlin: Duncker & Humblot Verlag.

Streeter, Thomas; Hintlian, Nicole; Chipetz, Samantha; Callender, Susanna: *A Web Essay On The Male Gaze, Fashion Advertising, and the Pose*: <http://www.uvm.edu/~tstreete/powerpose/index.html>. Letzter Zugriff: 05.07.2013

Villa, Paula-Irene (2008): *Habe den Mut, Dich Deines Körpers zu bedienen! Thesen zur Körperarbeit in der Gegenwart zwischen Selbstermächtigung und Selbstunterwerfung*. In: Paula-Irene Villa (Hg.): *Schön normal*. Bielefeld: transcript, S. 245–272.

Menschen durch einen Aufseher ermöglicht. Zur kritischen Diskussion der Foucaultschen Bentham-Rezeption vgl. Brunon-Ernst, Anne (2012): *Beyond Foucault. New Perspectives on Bentham's Panopticon*.

<sup>4</sup> Aus dem Englischen übersetzt durch die Autorin.

<sup>5</sup> Vgl. Silverman (1996): *The Threshold of the Visible World*, S. 125ff. und Silverman (1997): *Dem Blickregime begegnen*.

<sup>6</sup> Der gaze wird von den Übersetzern Natascha Noack und Roger M. Buerger mit Blickregime übersetzt. Ich möchte diese Formulierung so aufgreifen und mich der Begründung der Übersetzer für diese Wortwahl anschließen: „Unserer Meinung nach bringt das „Regime“ beiderlei zur Geltung: einmal das von Silverman so betonte historische bzw. veränderliche Moment des „gaze“, und im weiteren auch dessen strukturelle Dimension.“ (Silverman 1997:62, FN 1)

<sup>7</sup> Zu Möglichkeit der Veränderung/Subversion s. Kaja Silverman (1996 und 1997), Antke Engel (2002: 149 ff.), Johanna Schaffer (2008), aber auch Judith Butler.

<sup>8</sup> <http://www.uvm.edu/~tstreete/powerpose/conclusion.html>.

<sup>9</sup> Aus dem Englischen übersetzt durch die Autorin.

<sup>10</sup> Aus dem Englischen übersetzt durch die Autorin.

<sup>11</sup> Auch Objekte können Teil des verallgemeinerten Anderen sein, „jedes Objekt oder Gruppe von Objekten, ob nun lebendig oder unbelebt, menschlich, tierisch oder einfach physisch -, im Hinblick auf den der Mensch handelt oder auf den er gesellschaftlich reagiert, ist für ihn ein Element des verallgemeinerten Anderen.“ (Mead: 196). In Bezug auf Körperbilder ist zum Beispiel die Waage ein Objekt, welches Teil des verallgemeinerten Anderen ist.

<sup>1</sup> Der Artikel basiert auf Überlegungen, die ich im Rahmen meiner Dissertation zum Thema „Schönheit und Alter“ anstelle.

<sup>2</sup> Kaufmanns Studie ist sehr instruktiv, unternimmt aber trotz des Titels auch nicht den Versuch, den Blick zu konzeptualisieren.

<sup>3</sup> Foucault entwickelt seinen Begriff des Panoptismus in Anlehnung an Jeremy Benthams Entwurf eines Gefängnisses, das durch seine architektonische Anordnung die gleichzeitige Überwachung vieler



# Juri und Miranha -

begierigen Blicken ausgesetzt, vermessen und vergessen

„Typisch München“

(eb) Ein Besuch in der Dauerausstellung des Münchner Stadtmuseums „Typisch München“: Neben dem „angeblichen Schlüsselbein Heinrichs des Löwen“ und „Waldi“, dem Olympiamaskottchen von 1972 hängt da in der Abteilung, in der das München des 19. Jahrhunderts repräsentiert wird, ein Bronze-relief. Es hängt dort, weil es ein frühes Werk des bedeutenden Erzgießers Johann Baptist Stiglmayer war. Auf der begleitenden Ausstellungstafel wird aber noch eine weitere Geschichte erzählt, die sicherlich

eher selten als „typisch München“ betrachtet wird – die Geschichte der „Indianerkinder Juri und Miranha“, deren Grab das Relief einmal geschmückt hat.

Leerstelle Südfriedhof

Spurensuche am Alten Südfriedhof. Wer ein wenig recherchiert, kann herausfinden, dass sich an der Stelle, an der Juri und Miranha begraben wurden, heute das Grab des 1895 verstorbenen bayerischen Kultusministers Ludwig August von Müller befindet.

An die Geschichte von Juri und Miranha gibt es dort – zumindest auf den ersten Blick – keinerlei Erinnerung. Gräber aus der gleichen Zeit, die sich hingegen sehr wohl noch am Südlichen Friedhof finden lassen, sind die von Carl Friedrich Philipp von Martius und Johann Baptist Ritter von Spix. Auf deren Gräbern stehen die Berufsbezeichnungen „Botaniker“ bzw. „Zoologe“. Die Lebensgeschichten von Juri und Miranha sind eng verwoben mit denen der Herren Martius und Spix.

### Honorierte Herren

Nach Martius ist in München eine Straße benannt, an dem Ort seines ehemaligen Wohnhauses hängt eine Gedenktafel und im Botanischen Garten steht eine Büste von ihm. Ein viel geehrter Mann also. Martius und Spix waren von 1817-1820 im Auftrag des bayerischen Königs auf einer Expedition in Brasilien unterwegs, von der sie mit 85 Säugetieren, 350 Vögeln, 2700 Insekten und 6500 Pflanzen verschiedenster Arten zurück kamen. Das ist also der Grund für die Ehrung: Sie haben den Grundstein für diverse zoologische, botanische und völkerkundliche Sammlungen in München gelegt. An den botanischen Sammlungen „führt bis heute kein Weg vorbei für jeden, der sich im wissenschaftlichen Sinne mit der Botanik Brasiliens befasst.“<sup>41</sup> Die Leistungen dieser Herren Forschungsreisenden werden also nach wie vor honoriert. Die beiden Universalgelehrten begrenzten sich aber nicht auf die Tier- und Pflanzenwelt, vielmehr stellten sie auch umfangreiche Forschungen zur Bevölkerung des Amazonas an, brachten eine Menge ethnographischer Objekte mit nach Bayern. Masken, Federschmuck, Pfeile und Blasrohre „gehören heute zu den wertvollsten Objekten der Südamerikasammlung im Münchner Völkerkundemuseum.“<sup>42</sup> Und sie verschleppten Menschen. Juri und Miranha, deren Grabplatte heute als spezifisch Münchner Bronzekunst im Stadtmuseum zu bestaunen ist, waren die einzigen, die überhaupt lebend in München ankamen. Die Angaben variieren von fünf bis zehn Kindern, die ursprünglich verschleppt worden waren. Martius „verschenkte“ einige der Kinder, andere überlebten die Seereise nach Europa nicht.

### Verschleppte Kinder

Juri und Miranha wurden nach ihren jeweiligen Sprachgruppen benannt, ihre wirklichen Namen sind nicht bekannt. Die beiden wurden auf die Namen Johannes und Isabella getauft und in München in königliche Obhut gegeben. Sie wurden der Besichtigung durch die schaulustige Bevölkerung preisgegeben, vermessen, gezeichnet und ihr Verhalten wurde akribisch dokumentiert. Kommunikation untereinander war den Kindern nicht möglich, weil sie

nicht die gleiche Sprache beherrschten. Völlig empathielos erscheinen angesichts dieser Situation die zeitgenössischen Beschreibungen der Kinder. Während auf Juri in einigen Beschreibungen eher der „edle Wilde“<sup>43</sup> projiziert und seine Herkunft „aus einem Stamme, welcher mehr den Weißen dient“<sup>44</sup> honoriert wird, wird Miranha sehr viel negativer als „blöd“, „gefühllos“ und „gleichgültig“ beschrieben. Ob „edel“ oder „primitiv“: Alle Darstellungen der Kinder sind geprägt von europäischem Überlegenheitsgefühl und „verhindern, den Anderen in seiner Differenz wahrzunehmen und dabei als gleichwertig zu akzeptieren“<sup>45</sup>.

### Schaulust

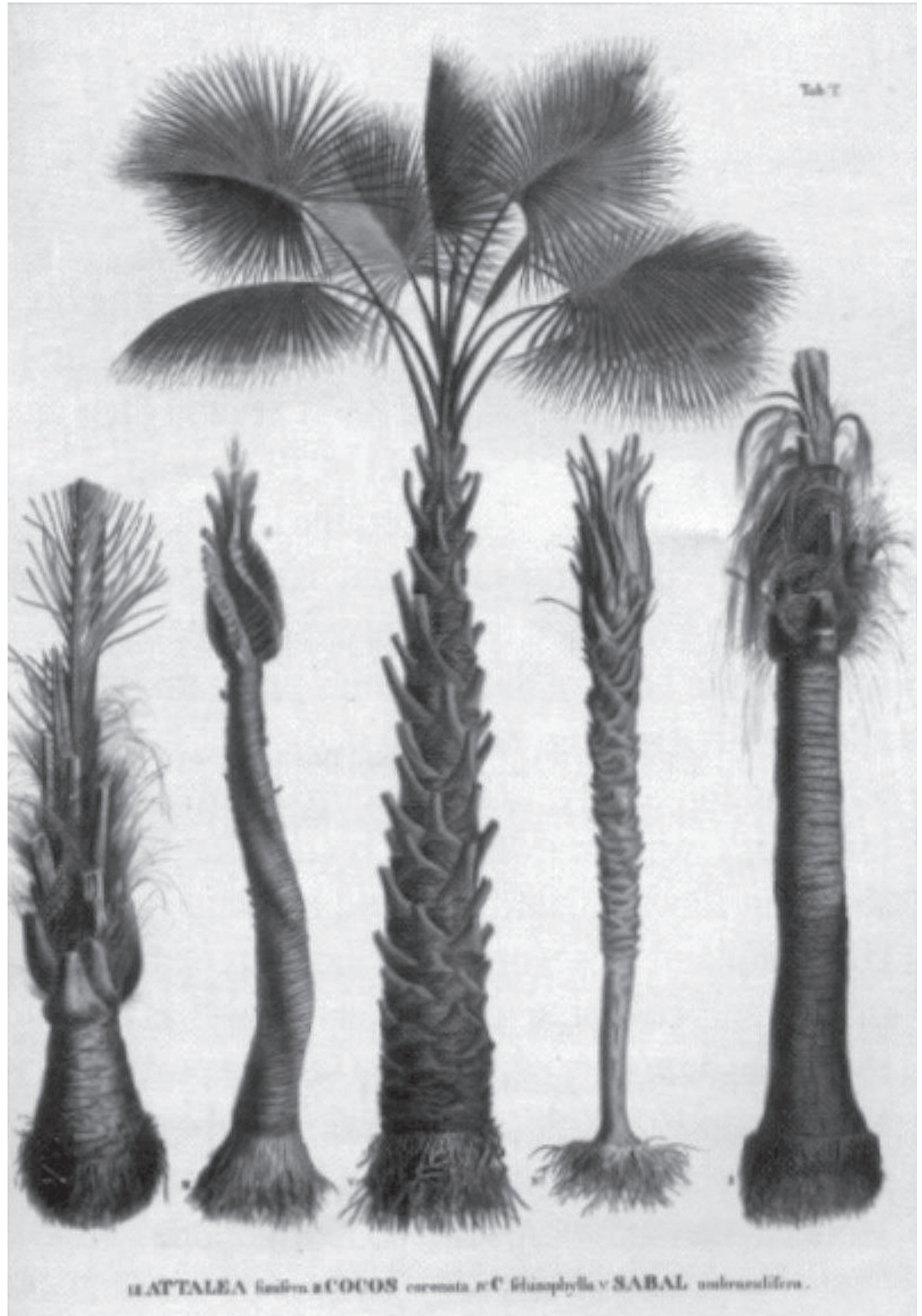
Direkt nach der Ankunft von Juri und Miranha in München wurden sie im Hause des Forschers Spix der Schaulust der Bevölkerung preisgegeben. Nachdem die Neugierigen sich zuvor in Listen hatten eintragen müssen, konnten sie dann die beiden Kinder begaffen und den Forschern Fragen zu deren Gewohnheiten stellen. Diese Möglichkeit wurde von mehreren Hundert Münchner\_innen wahrgenommen. Auch international gab es großes Interesse an den Kindern. So äußerte das Journal de Paris „die Hoffnung, die baierischen Gelehrten würden sich einige Tage zu Paris aufhalten, und ihre junge Menschenfresserin mit ihrem Gefährten der öffentlichen Neugierde preisgeben.“<sup>46</sup>

Zusätzlich angeregt wurde diese Schaulust durch die Berichte Martius' über angebliche Menschenfresser und Hexerei bei der amazonischen Bevölkerung und durch mitgebrachte Kuriosa wie ein vermeintlich mit Menschenzähnen besetztes Reibebrett.<sup>47</sup> Neben dieser ganz direkten und persönlichen Zurschaustellung im Hause Spix' wurden Juri und Miranha auch vielfach gezeichnet. Um die gesammelten Gegenstände – Kleidung, Schmuck, Masken, Waffen, Musikinstrumente – möglichst authentisch darzustellen, standen Juri und Miranha für einen Atlas Modell und sollten die verschiedensten amazonischen „Stämme“ repräsentieren.

### Perspektivwechsel

Durch diesen Atlas, die Aufzeichnungen von der Reise, unzählige Urkunden, Auszeichnungen und Briefwechsel gibt es viele Möglichkeiten, sich den Blick von Martius und Spix auf die Welt zu erschließen. Dieser reicht von der Bezeichnung der indigenen Bevölkerung Brasiliens als „primitiv“<sup>48</sup> und „entartet“<sup>49</sup> bis zu Bedauern über Juri's frühen Tod, den Martius später im Leben noch äußerte.<sup>50</sup> Zudem sind Reisen und Sammlungen der beiden Forschungsreisenden auch selbst wieder zum Gegenstand wissenschaftlicher Erkundung geworden und so werden immer

geblickt?



Martius wird als „Vater der Palmen“ bezeichnet

weitere Aspekte ihres Forscherblicks freigelegt. Was bei all dem völlig fehlt, ist der Blick der verschleppten Kinder. Da Juri und Miranha nach wenigen Monaten in München verstarben, gibt es heute keinerlei Möglichkeit, ihren Blick kennen zu lernen. Selbst ein kritischer dekolonisierender Ansatz ist immer darauf angewiesen, aus dem Blick der Forscher\_innen, der

Presse, des Königlichen Finanzministeriums etc. auf die Perspektive der Kinder zu schließen.

Zurschaustellungen

Die Tatsache, dass die ehrenwerten Forscher Menschen verschleppten, wird in den heutigen positiven

Bezugnahmen auf Spix und Martius entweder verschwiegen oder es wird ihr mit dem Verweis auf den „Geist der damaligen Zeit“<sup>11</sup> Verständnis entgegen gebracht. Die Sammelwut dieser Forschungsreisenden, die mit akribischer Genauigkeit alles studierten, vermaßen und kategorisierten, erstreckte sich eben auch auf Menschen. Damit entsprachen Spix und Martius tatsächlich dem Zeitgeist. Und auch der bayerische König Max I. Joseph tat nichts Ungewöhnliches, als er Spix und Martius mit dieser Reise beauftragte und sich später mit ihrer Sammlung schmückte. Die Historikerin Anne Dreesbach schreibt: „Im höfischen Kontext waren die ‚exotischen‘ Menschen nicht nur Repräsentanten ihrer Heimat, sie symbolisierten auch Weltoffenheit, Reichtum und Besitzanspruch des Fürsten. Der weit verbreitete Besitz von ‚exotischen‘ Tieren wurde durch ‚exotische‘ Menschen ergänzt.“<sup>12</sup> Neben dieser Präsenz an den Höfen waren Menschen außereuropäischer Herkunft bereits seit dem 15. Jahrhundert Gegenstand der Zurschaustellung auf Jahrmärkten, Volksfesten oder im Zirkus. Im Laufe des 19. Jahrhunderts nahm dieses Phänomen immer mehr zu und es konnte auch beträchtlicher kommerzieller Nutzen aus der Schaulust und dem Voyeurismus der Bevölkerung geschlagen werden. Beispielhaft zeigt das die Geschichte von einem findigen Schausteller in der Münchner Au, die der Sprachforscher und Freund Martius‘ Johann Andreas Schmeller in seinem Tagebuch berichtet. Der geschäftstüchtige Schausteller hatte eine Münchner Familie maskiert, angemalt und sie – gemeinsam mit einem gefälschten Gutachten von Spix über die „Aechtheit der Wilden“ als „Indianische Buschmenschen aus Neuholland“ – gegen Eintritt ausgestellt.<sup>13</sup>

## Anatomie

Häufig kam es bei den „Völkerschauen“ zur Zusammenarbeit von Wissenschaftler\_innen und Unternehmer\_innen. Die Menschen, die gegen Eintritt zur Schau gestellt wurden, waren gleichzeitig Objekte der Sprachwissenschaft, der Ethnologie und – spätestens nach ihrem Tod – der Anatomie. Ein besonders krasses Beispiel dafür ist Juri, der in München nur ein halbes Jahr überlebte. Sein Körper wurde auf dem Südfriedhof beerdigt. Sein tätowierter Kopf war zuvor noch abgetrennt worden und wurde dann – in Spiritus eingelegt – in der Schausammlung der Anatomie öffentlich ausgestellt. Wo der Kopf heute ist, weiß man nicht.

## Wieder im Museum

Miranha starb ein Jahr später. Die eingangs beschriebene Grabplatte stellt die zwei idealisierten „Indianerkinder“ dar, denen der Nordwind die Le-

bensgeister ausbläst. Die Inschrift lautet: „Der Heimat entrückt, fanden sie Sorgfalt und Liebe im fernen Welttheile, jedoch unerbittlich des Nordens rauher Winter“<sup>14</sup>. Heute ist die Platte im Stadtmuseum ausgestellt. Der Blick auf die Kinder als Opfer des Nordwindes und der Kälte, der den europäischen Sammlerwahn und dessen Konsequenzen völlig ausblendet, wird nicht gebrochen. Vielmehr besteht sogar die Gefahr, ihn zu wiederholen.

<sup>1</sup> Süddeutsche Zeitung vom 30.4.2011, S. R4

<sup>2</sup> Ebd.

<sup>3</sup> Der „edle Wilde“ ist ein Idealbild des von der Zivilisation unverdorbenen Naturmenschen. Diese Projektion, beinhaltet immer auch die Vorstellung, dass dieser Mensch in seiner ihm zugeschriebenen „Ursprünglichkeit“ auf einer niedrigeren Entwicklungsstufe als der europäische „Kulturmensch“ stehe. Der Philosoph Jean-Jacques Rousseau war ein prominenter Vertreter dieses Konzepts.

<sup>4</sup> Leonhardt, Henrike (1987): Unerbittlich des Nordens rauher Winter, S. 133

<sup>5</sup> <http://www.lateinamerika-studien.at/content/kultur/ethnologie/ethnologie-749.html> (zuletzt abgerufen am 17.7.2013)

<sup>6</sup> Leonhardt, Henrike (1987): Unerbittlich des Nordens rauher Winter, S. 39

<sup>7</sup> Ebd., S. 91

<sup>8</sup> Ebd., S. 66

<sup>9</sup> Ebd., S. 67

<sup>10</sup> Ebd., S. 257

<sup>11</sup> [http://de.wikipedia.org/wiki/Johann\\_Baptist\\_von\\_Spix](http://de.wikipedia.org/wiki/Johann_Baptist_von_Spix) (zuletzt abgerufen am 17.7.2013)

<sup>12</sup> Dreesbach, Anne (2005): Gezähmte Wilde. Die Zurschaustellung „exotischer“ Menschen in Deutschland 1870-1940, S. 22

<sup>13</sup> Ebd., S. 29

<sup>14</sup> Leonhardt, Henrike (1987): Unerbittlich des Nordens rauher Winter, Klappentext

# Bilder von Geschichte – Geschichte von Bildern<sup>1</sup>

## Die Bedeutung des Blicks und die Herstellung von vermeintlichen Wahrheiten am Beispiel von Fotografien aus der NS-Zeit

(gf) Fotografien sind ein wichtiger Bestandteil von Erinnerung. Auf ihnen werden Ereignisse, Situationen oder Personen bildlich festgehalten. Bilder prägen sich anders als Worte in das Gedächtnis ein. Bilder vermitteln eher als Worte einen Eindruck von Wahrheit. Das, was auf dem Bild zu sehen ist, muss – so die häufige Lesart von Fotografien – genau so geschehen sein, denn sonst könnte davon kein Bild existieren. Oder – wie Andreas Weinhold einen seiner Schüler zitiert – „Das ist ein Foto. Das zeigt ja wohl, was damals so abgegangen ist.“<sup>2</sup>

### Bilder konstruieren Wissen

In den vergangenen zwanzig Jahren durchlief die Geschichtswissenschaft und auch die Geschichtsdidaktik einen „visual turn“ bzw. „pictorial turn“<sup>3</sup>. Bilder gewinnen als historische Quellen, als Ergänzungen und Korrekturen schriftlicher Dokumente immer mehr an Bedeutung. Seit dieser Zeit wurde innerhalb der einzelnen Fachdisziplinen über den Wert bzw. den Wahrheitsgehalt von Bildern und dem darauf Dargestellten diskutiert. Mit der intensiven Auseinandersetzung entwickelte sich zunehmend die Sichtweise, Bilder seien nicht ein Spiegel der Geschichte, sondern „Bilder schreiben Geschichte“<sup>4</sup>. Oder, so zitiert Gerhard Paul seine Kollegin Martina Heßler: „Bilder konstruieren Wissen, ihr Status als Repräsentation wird in Frage gestellt, die Evidenz, die sie erzeugen, unterliegt einem historischen Prozess (...)“<sup>5</sup>. Anders als der oben zitierte Schüler annimmt, zeigen Bilder also keine Wahrheiten, sondern sind Produkte einer spezifischen historisch-kulturellen Situation einerseits und ihrer Deutung in einer vollkommen anderen historisch-kulturellen Situation andererseits. Der Einsatz von Fotos zur Illustration des Geschehens ist also insofern problematisch, als auf den Fotos nicht Wahrheiten, sondern spezifische Sichtweisen vermittelt werden – die der Fotografierenden. Das sind für die Zeit des Nationalsozialismus in den meisten Fällen Täterinnen und Täter.

### Rekonstruktion der Täter\_innen-Perspektive

Die meisten sind geübt darin, Texte kritisch zu lesen, sie zu hinterfragen, die unterschiedlichen Perspektiven auszuleuchten und sich im besten Falle selbst dazu zu positionieren. Anders bei Fotos. Gerade, wenn Fotos zur Illustration von Geschehnissen herangezogen werden oder sie das, was gesagt und geschrieben wurde, untermauern, stützen, vielleicht sogar beweisen sollen, findet die Quelle und die Entstehungsgeschichte des Fotos oftmals keine Erwähnung. Dies ist jedoch gerade bei der Darstellung der Geschichte der Shoah von besonderer Relevanz, da die Mehrheit der aus dieser Zeit existierenden Fotos von Täterinnen und Tätern gemacht wurde und damit deren Perspektive wiedergibt. Mit Perspektive ist dabei nicht nur der Blickwinkel der Kamera gemeint, sondern „die gesellschaftliche und persönliche Situation der Fotografierenden, die Motivation zu fotografieren und die unmittelbaren Verwendungszusammenhänge, denen die Fotografien dienen sollten“<sup>6</sup>.

Der Verwendungszusammenhang, für den viele Fotografien von Täterinnen und Tätern entstanden, war nicht selten die nationalsozialistische Propaganda. Ein kritischer Umgang mit Fotos aus der NS-Zeit erfordert das Hinterfragen des Entstehungsprozesses des Fotos: Wer hat das Foto gemacht? Welchen gesellschaftlichen und persönlichen Hintergrund hat die Person, die fotografiert hat? Warum hat sie dieses Foto gemacht? Für welchen Verwendungszweck ist das Foto entstanden?

Auch die Wahrnehmung des Bildes muss kritisch hinterfragt werden, denn auch sie findet nicht kontextfrei statt. Viele Bilder des Holocaust sind mittlerweile nicht mehr nur fotografische Dokumente, sondern sie entwickelten sich zu Ikonen historischer Narrative.

### Reproduktion des Täter\_innenblicks

Gleichzeitig wird beim Betrachten von Fotos, die von Täter\_innen gemacht wurden, deren Blick auf die Opfer reproduziert. Das heißt, Menschen werden in



einer Position gezeigt und wahrgenommen, in der sie von den Nazis zu Opfern gemacht wurden. Zudem werden deren antisemitische Stereotype und dehumanisierende Intentionen wiederholt. Im Zusammenhang mit ihrer Kritik an Täter\_innenfotos in Ausstellungen formulierte Ingrid Strobl: „Ohne weitere Erklärung, ohne Hinweis auf die Herkunft der Fotos und die Absicht, mit der sie gemacht wurden, ohne auch nur einmal den verzerrenden Blick der Fotografen zu thematisieren, wird das, was die Deutschen durch zum Teil jahrelange systematische Verelendung und Erniedrigung aus Menschen gemacht haben, als 'die jüdischen Opfer' präsentiert. Als hätten sie immer so ausgesehen und immer so in die Kamera gestarrt.“<sup>7</sup>

### Rabbi Moshe Hagerman oder ein „typischer Jude“?

Dieses Foto entstammt einer Fotoserie, die während des so genannten „Blutigen Mittwoch“ am 31. Juli 1940 in der kleinen polnischen Stadt Olkusz gemacht wurde.<sup>8</sup>

In dieser Stadt lebten im März 1940 ca. 3000 Jüdinnen und Juden, darunter auch einige Flüchtlinge, die aus anderen Orten vor den Deutschen nach Olkusz geflohen waren. Es gibt zwei Quellen, aus denen sich rekonstruieren lässt, was an diesem Tag in Olkusz passiert ist. Im Olkusz Yiskor Book (Olkusz-Gedenkbuch), in dem an die ermordeten Mitglieder der jüdischen Gemeinde erinnert wird, wird beschrieben, wie am 31. Juli 1940 eine deutsche Polizeieinheit in die Stadt einmarschierte. Die Polizist\_innen trieben alle Männer, die älter als 14 Jahre waren, aus ihren Häusern und zwangen sie, sich mit dem Gesicht nach unten auf den Boden zu legen, um von der Polizei und dem SD (Sicherheitsdienst) registriert zu werden. Während dieser Prozedur wurden die auf dem Boden liegenden Männer geschlagen und misshandelt. Am Ende dieser „Registrierung“ wurden die Männer wieder nach Hause geschickt. Bei diesem blutigen Mittwoch wurden drei Menschen, zwei nicht-jüdische Polen und ein Jude namens Majer, ermordet.

Eine weitere Quelle stellen die Untersuchungen dar, die im Zusammenhang mit Gerichtsverfahren gegen die an der Aktion beteiligten Polizist\_innen in den 1950er und 60er Jahren in Deutschland durchgeführt wurden. Diese Quelle beschreibt den Vorgang ebenso, stellt ihn aber in Zusammenhang mit einem Angriff des polnischen Untergrunds. Dabei wurde am 16. Juli 1940 der deutsche Polizist Ernst Kaddatz getötet. Das Zusammentreiben und Demütigen der Männer in Olkusz habe gemäß dieser Quelle als Folge des Attentats stattgefunden.

Zwei Jahre später wurden alle Juden von Olkusz nach Auschwitz deportiert. Rabbi Yitzak Moshe



*Rabbi Moshe Hagerman beim blutigen Mittwoch am 31.7.1940 – fotografiert von Täter\_innen*

Hagerman, der auf dem Foto zu sehen ist, wurde nach Angaben seiner Schwester 1942 in Majdanek ermordet.

Das Foto zeigt eine Inszenierung. Rabbi Yitzak Moshe Hagerman wurde von den Deutschen gezwungen, seinen Gebetschal und die Tefilin (Gebetsriemen) anzulegen und barfuß in Gebetshaltung vor den Menschen zu stehen, die auf dem Boden lagen. Auf dem Bild ist zu erkennen, dass die an der Stirn befestigte Gebetskapsel zerstört ist. Die deutschen Polizist\_innen im Hintergrund lachen. Sie präsentieren sich als starke, siegessichere Männer in Uniform, die auf den Rabbi und die am Boden liegenden Menschen herabschauen. Diese demütigende Situation wird noch verstärkt dadurch, dass sie fotografisch festgehalten wird. Durch das Betrachten des Fotos findet eine dritte Demütigung statt: Die erste Demütigung erfolgt durch die Tat selbst, die zweite durch das Fotografiertwerden während der Tat und die dritte über das Betrachten der Fotos, die Menschen in demütigenden Situationen zeigen. Es ist nicht ganz klar, von wem dieses Foto stammt. Es ist Teil einer Serie, die die Taten am „Blutigen Mittwoch“ dokumentieren. Aus den Quellen lässt sich rekonstruieren, dass die Fotos entweder von einem deutschen Polizisten oder von einer polnischen Fotografin im Auftrag der Polizist\_innen gemacht wurden. Über den Verwendungszusammenhang der Fotos ist nichts genaueres bekannt. Sie sind nicht zu Propagandazwecken benutzt worden, so dass es sich eher um Fotos handeln dürfte, mit denen die Polizist\_innen ihren Einsatz in Polen und ihren „Dienst für den Führer“ dokumentieren wollten. Oftmals legten Soldat\_innen oder Polizist\_innen Alben von ihren Einsätzen in Osteuropa an. Jüd\_innen, die auf diesen Fotos zu sehen sind, entsprechen dabei fast immer dem antisemitischen Stereotyp der Nazi-Propaganda. Es wurden genau die Menschen fotografiert, die dem nationalsozialistischen Bild „des Juden“ oder „des Ostjuden“ entsprachen. Um diese Perspektive nicht zu reproduzieren, ist es notwendig, die Fotos zu kontextualisieren und deren



*Hinda Prinz beim Flechten von Strohshuhen für die Wehrmacht im Ghetto Lodz – fotografiert von Mendel Grossmann*

Entstehung kritisch aufzuarbeiten. Werden sie nicht kritisch hinterfragt, tragen sie zur Deutung des Bilds von „den Juden“ damals bei und prägen möglicherweise sogar das Bild von Jüdinnen und Juden in der Gegenwart. Eine Möglichkeit der Kontrastierung stellen Bilder, Tagebucheinträge, Briefe oder Erinnerungen aus der Perspektive der Verfolgten dar. Es gibt nur wenig Fotos aus der Sicht der Opfer. Eine der wenigen Ausnahmen stellen Fotografien aus dem Ghetto Lodz dar.

### **Unterschiedliche Perspektiven auf das Ghetto Lodz**

Das Ghetto Litzmannstadt/Lodz befand sich auf dem Gebiet des heutigen Polens.<sup>9</sup> Nach den Überfall auf Polen im September 1939 wurde die Stadt Lodz in Litzmannstadt umbenannt und dem Warthegau zugerechnet. Im März 1940 richteten die Nazis dort ein Ghetto ein, rund 200.000 Juden und Jüdinnen mussten dort leben und Zwangsarbeit leisten. Im Mai 1942 begannen erste Deportationen; 55.000 Menschen wurden in Chelmino (Kulmhof) umgebracht. Danach fanden zunächst keine Deportationen mehr statt, unter anderem weil der Leiter des Ghettos, Hans Biebow, das Ghetto zu einem wichtigen „Produktionsstandort“ machte. Im Ghetto Lodz wurden Textilien für die Wehrmacht hergestellt. Aber auch für private Unternehmen wie Neckermann, AEG oder Karstadt wurde im Ghetto Lodz produziert.<sup>10</sup>

Im Mai 1944 wurde das Ghetto liquidiert. Es wurde geräumt und die große Mehrzahl der noch lebenden Ghettoinsass\_innen wurde nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.<sup>11</sup>

### **Dokumentation von Produktivität**

Aus dem Ghetto Lodz existieren zahlreiche Fotos, unter anderem auch in Farbe. Diese wurden von

Walter Genewein aufgenommen. Walter Genewein war Leiter der Finanzabteilung der deutschen Ghettoverwaltung. Er war Hobbyfotograf und machte mehr als 400 Fotos im Ghetto. Verschiedene Quellen weisen darauf hin, dass er die dafür benutzte Kamera von einem jüdischen Fotografen enteignet hatte. Es existieren Briefwechsel zwischen ihm und Agfa, in denen er sich über die Qualität der Farbfilme beklagte, die ihm von Agfa zugeschickt wurden.<sup>12</sup> Genewein wollte mit den Fotos die Effektivität und Produktivität des Ghettos und damit die Ergebnisse seiner Arbeit dokumentieren. Er stieg während seiner Tätigkeit im Ghetto steil die Karriereleiter hinauf.<sup>13</sup>

Seine Fotos fokussieren auf Arbeitsabläufe und weniger auf die Menschen, die diese Arbeiten erledigen. Wenn die Menschen in die Kamera schauen, tun sie das mit verunsichertem, vorsichtigem und distanzierendem Blick. Auf den Fotos ist nicht zu sehen, was den Alltag der Ghettobewohner\_innen am meisten prägte: Zwangsarbeit, Hunger, Krankheiten, Selektionen, Deportationen.

Die 400 Fotos wurden Mitte der 1980er Jahre zufällig in einem Antiquariat in Österreich gefunden und dann – als ihre historische Bedeutung erkannt wurde – vom Jüdischen Museum in Frankfurt gekauft. Leider haben wir für den Abdruck der Fotos keine Rechte bekommen, sie sind aber zur Ansicht auf der Webseite des Yad Vashem-Fotoarchivs verfügbar

### **Der menschliche Blick**

Eine andere Perspektive auf das Leben im Ghetto Lodz bieten die Fotos von Mendel Grossmann. Mendel Grossmann war bereits vor dem Krieg Fotograf in Lodz. Er arbeitete – ebenso wie der jüdische Fotograf Henryk Ross – in der statistischen Abteilung des Judenrats und war dort vor allem dafür zuständig, die Fotos für die Identitätskarten der Juden und Jüdinnen im Ghetto zu erstellen. In der statistischen Abteilung existierte zudem ein „Photo-Referat“, das im Auftrag des Judenrats für die deutschen Behörden Werkstätten und andere wirtschaftliche Einrichtungen des Ghettos fotografieren sollte. So fotografierten Mendel Grossmann und Henryk Ross ebenfalls Zwangsarbeit im Ghetto für die Deutschen, allerdings mit dem Blick von Ghettoinsass\_innen. Ähnlich wie Geneweins Fotos sollten diese Bilder das Funktionieren des Ghettos dokumentieren. Sie sprechen jedoch eine deutlich andere Sprache.

Diese Fotos von Mendel Grossman zeigen z. B. Kinder bei der Arbeit. Auf ihnen sind die Personen und ihre Gesichtszüge deutlich sichtbar, zum Teil lassen sich auf den Fotos auch deren Gefühle errahnen. Die Fotos aus der Perspektive der Opfer zeigen nicht nur den Ablauf des Arbeitsprozesses, sondern sie versuchen, den Menschen in diesen Prozessen Gesichter

und Subjektivität zu geben. Und sie sollen an Menschen erinnern, die im Ghetto lebten. Die auf dem Foto dargestellte Frau, Hinda Prinz, bindet Strohschuhe, die sich Wehrmachtssoldat\_innen im Schnee über ihre Stiefel zogen. Über den Verbleib von Hinda Prinz ist nichts bekannt.

Mendel Grossmann nutzte die Kamera und das Filmmaterial auch, um heimlich aus der Manteltasche heraus den Alltag im Ghetto zu fotografieren. Obwohl dies streng verboten war, wollte Grossmann Menschen, die ihm nahe standen, ebenso fotografisch festhalten wie das Leben, das Leiden und das Sterben im Ghetto Lodz. Diese Abschiedsszene vor einer Deportation vermittelt eine Ahnung dessen, was das Auseinanderreißen der Menschen durch die Deportationen bedeutet haben muss.

Grossmann machte unter Lebensgefahr sehr viele dieser Fotos. Auch die Negative der Fotos für die Identitätskarten bewahrte er auf. Vor seiner Deportation 1944 in das Konzentrationslager Sachsenhausen vergrub er alle Negative auf dem Gelände des Ghettos Lodz. Damit legte er bereits im Ghetto den Grundstein für ein Archiv des Erinnerens an die Opfer der Shoah. Er wurde am 16.4.1945 auf einem Todesmarsch<sup>14</sup> erschossen. Seine Schwester wusste von den Fotos, fand nach dem Ende des 2. Weltkrieges die Negative und nahm sie mit nach Palästina. In den Wirren des Unabhängigkeitskrieges 1948 gingen allerdings zahlreiche Negative verloren.<sup>15</sup>

Mendel Grossmann leistete mit seinem heimlichen Fotografieren Widerstand gegen die Auflagen der Nationalsozialist\_innen. Dadurch sind diese wertvollen Bilddokumente bis heute erhalten geblieben, die einen vollkommen anderen Blick auf die Geschichte ermöglichen als die Fotos der Täter\_innen. Auf Grossmanns Bildern sind die Opfer in erster Linie Menschen. Menschen, die handeln, fühlen, eine Geschichte und Beziehungen haben, die versuchen, den Alltag, in den sie gezwungen wurden, zu bewältigen und zu überleben. Es sind Menschen, zu denen



man als Betrachter\_in eine empathische Beziehung aufbauen kann. Die Juden und Jüdinnen im Ghetto Lodz lebten einen demütigenden, grauenhaften Alltag. Auf Grossmanns Fotos wird diese Demütigung weder wiederholt, noch werden die Menschen als apathische Opfer dargestellt. Und genau darüber wird das Ausmaß des Leids in der Shoah erst richtig deutlich.

<sup>1</sup> Die hier dargestellten Überlegungen entstanden im Rahmen eines Praktikums in der International School of Holocaust Studies in Yad Vashem, Jerusalem. Deswegen beziehen sich die Ausführungen überwiegend auf Fotos, die dort im Archiv bzw. Museum zu sehen sind.

<sup>2</sup> Weinhold, Andreas: Mit den Augen der Täter. <http://www.yadvashem.org/yv/de/education/newsletter/05/weinhold.asp>; letzter Abruf: 9.7.2013)

<sup>3</sup> Paul, Gerhard (2006): Von der Historischen Bildkunde zur Visual History. Eine Einführung. In: ders (Hg.) Visual History. Göttingen, S. 7 – 36, hier S. 7

<sup>4</sup> a.a. O. S. 19

<sup>5</sup> ebd.

<sup>6</sup> Kinzel, Tanja (2009): Zwangsarbeit im Fokus. In: Dieckmann, Christoph/Quinkert, Babette (Hg.): Im Ghetto 1939 – 1945. Neues aus Forschungen zu Alltag und Umwelt, Göttingen, S. 171 – 204, hier S. 172

<sup>7</sup> Strobl, Ingrid (1992): Vernichtung und Vernichter, in: konkret 5, S. 45-47, zitiert nach Brink, Cornelia (1998): Ikonen der Vernichtung. Öffentlicher Gebrauch von Fotografien aus nationalsozialistischen Konzentrationslagern nach 1945, Berlin, S. 209

<sup>8</sup> Ohne Autor: German Police Activity in Olkusz, 31/7/1940 [http://www1.yadvashem.org/yv/en/exhibitions/our\\_collections/olkusz/index.asp](http://www1.yadvashem.org/yv/en/exhibitions/our_collections/olkusz/index.asp) (letzter Abruf: 9.7.2013)

<sup>9</sup> vgl. hierzu ausführlicher Kinzel, Tanja (2009): Zwangsarbeit im Fokus. In: Dieckmann, Christoph/Quinkert, Babette (Hg.): Im Ghetto 1939 – 1945. Neues aus Forschungen zu Alltag und Umwelt, Göttingen, S. 171 – 204, hier S. 191

<sup>10</sup> vgl. hierzu Kinzel, Tanja (2009): Zwangsarbeit im Fokus. In: Dieckmann, Christoph/Quinkert, Babette (Hg.): Im Ghetto 1939 – 1945. Neues aus Forschungen zu Alltag und Umwelt, Göttingen, S. 171 – 204, hier S. 174

<sup>11</sup> [http://www.yadvashem.org/odot\\_pdf/microsoft%20word%20-%206438.pdf](http://www.yadvashem.org/odot_pdf/microsoft%20word%20-%206438.pdf)

<sup>12</sup> In dem Film „The Photographer“ von Dariusz Jablonski wird dieser Briefwechsel ausführlich aus dem Jahr 1998 dokumentiert.

<sup>13</sup> Das wird ebenfalls in dem Dokumentarfilm „The Photographer“ deutlich. Dort werden beispielsweise Briefwechsel zitiert, die den Aufstieg Geneweins in immer höhere Konzentrationsgruppen beschreiben.

<sup>14</sup> Die Nazis wollten verhindern, dass KZ-Häftlinge in die Hände der Alliierten fallen. Deswegen evakuierten sie die Lager und schickten die Menschen auf Todesmärsche. Zu Fuß mussten die ohnehin geschwächten und kranken Häftlinge nach Westen und Süden gehen. Wenn sie nicht mehr laufen konnten, wurden sie erschossen.

<sup>15</sup> <http://www.getto-chronik.de/de/album/fotografen-im-getto>

Eine Abschiedsszene vor der Deportation aus dem Ghetto Lodz – fotografiert von Mendel Grossmann.

# Mein interessierterer Blick auf Nicaragua

(*ea*) Ich kann mich noch gut an den Moment erinnern, als ich Nicaragua zum ersten Mal gesehen habe. Es war spät abends und unser Flugzeug sollte gleich landen. Gespannt schaute ich aus dem Fenster, um alles mit zu erleben. Unten, wo die Hauptstadt Managua sein musste, blieb es total dunkel.



**Somozas Soldat** Erst kurz vor der Landung erkannte man einige wenige Lichter des Flughafens. Diese Ankunft entsprach ziemlich genau meinem Verhältnis zu dem Land. Ich hatte wenig Ahnung, verstand vieles nicht, fühlte mich fremd und alles war höchst interessant. Als ich dieses Jahr, nach fast 30 Jahren, in denen ich mich intensiv mit dem Land beschäftigt und es immer wieder besucht habe, wieder spät abends in Managua gelandet bin, war alles anders. Wieder war ich gespannt, aber ich wusste, was mich erwartete. Die Lichter der Stadt waren seit dem letzten Mal mehr geworden und besonders die Lichterketten der Hauptverkehrsadern ließen die Lage der Stadt immer besser erkennen. Dort, wo totale Dunkelheit herrschte, wusste ich, da liegt der See. Der Flughafen ist mir vertraut und ich wusste, dass Freunde mich abholen würden. Geblieben ist aber das Gefühl der Fremdheit und die Gewissheit, manches nicht zu verstehen. Das wirkt sich auch auf mein Interesse aus, ich versuche bes-

ser zu verstehen und das beeinflusst meinen Blick und macht ihn selektiv. Ich schaue mir das an, was mich interessiert. Zuerst gilt dabei mein Interesse dem, was ich schon verstanden habe. Auf allem, was zu meinen Überzeugungen passt, ruht mein Blick mit Wohlgefallen. Dann interessiert mich das Unbekannte, Fremde. Häufig hilft genaues Hinsehen leider doch nicht, das Fremde bleibt fremd und ich ordne es in die Rubrik Skurriles ein. Anschließend justiere ich wieder einmal mein Bild von Nicaragua. Wichtig erscheint mir dabei, dass ich mir bewusst bin, dass mein Blick durch einen Vorhang von Interessen, Vorurteilen und Unverständnis geht. Und manchmal habe ich etwas erblickt, einfach weil es der Zufall so wollte.

## Somozas Soldat

Meine Freunde in Managua wohnen im Stadtviertel Monseñor Lezcano gleich neben dem Zentralfriedhof. Offiziell heißt der eigentlich Westfriedhof. Da er aber bei weitem der größte Friedhof Managuas ist, wird er allgemein Zentral- oder Hauptfriedhof genannt. Er ist so groß, dass ich befürchte, das Grab, das ich besuchen möchte, alleine nicht zu finden, obwohl ich schon einmal dort war. Aber man beruhigt mich. „Das ist überhaupt kein Problem. Es ist ganz einfach zu finden: Von dort wo der Soldat von Somoza stand, nach Süden bis zum nächsten Querweg, dann nach Osten bis zum nächsten Strommast und von da noch einmal 25 Meter nach Süden. Dann bist du da.“

Verblüfft stelle ich fest, dass man sich auch auf dem Friedhof an Referenzpunkten orientiert, genauso wie bei den normalen Adressen in der Stadt. So heißt die Adresse meiner Freunde z. B. „von der Brücke León eineinhalb Straßenblocks nach Süden“ (Mehr zu Referenzpunkten siehe Infoblatt 79: Wem gehört Managua?). Und auch auf dem Friedhof werden Referenzpunkte, die verschwunden sind, anscheinend weiter genutzt. Ich erkundige mich noch, wie ich den Ort denn finden solle, wo Somozas Soldat gewesen ist und erfahre, dass der an dem Weg liege, der vom Haupteingang abgeht. Zwar sei der Soldat nach dem Sieg der sandinistischen Revolution 1979 umgestürzt worden, der Sockel und etwas von den Beinen seien aber noch erhalten. Im Übrigen

sollte ich mich bei Problemen mit Referenzpunkten auf dem Friedhof genauso verhalten wie sonst auch. Ich sollte einfach die Leute fragen, jeder wüsste Bescheid.

So war es dann auch. Ich fand zwar den Referenzpunkt, habe aber Somozas Soldaten nicht erkannt. In dem Gewirr aus verbogenem Stahl und herumhängenden Betonbrocken gelang es mir nicht, die Beine eines Soldaten zu erkennen. Ein Friedhofsarbeiter bestätigte mir aber, dass dies die Reste des gesuchten Soldaten seien. Das Grab zu finden, war dann wirklich nicht mehr schwer.

Erst später ist mir die Bezeichnung „Somozas Soldat“ ins Bewusstsein gedrungen und ich habe gefragt und recherchiert, was es denn damit für eine Bewandnis habe. Dort, wo der Betonsoldat stand, war bis 1979 das Familiengrab der Somozas. Unter ihm lagen die Reste der beiden ersten der drei Diktatoren, Anastasio Somoza García und dessen Sohn Luis Anastasio. 23 Jahre lang glaubte man, dass Anastasio Somoza Debayle bei seiner Flucht am 17. Juli 1979 die Reste seiner Vorgänger mitgenommen hätte. Im Jahr 2001 begann die Stadt Managua ein Projekt zur Rettung der historischen Denkmäler der Stadt. Dabei öffnete man auch die Gräber der Somozas und fand ihre Skelette. Das Grab von Luis Anastasio war unversehrt, das von Anastasio Somoza García aufgebrochen und verdreckt. Sein Schädel wurde erst vermisst, dann aber im Schutt gefunden. Die lebenden Nachkommen Somozas wurden einbezogen, ließen eine DNA-Analyse machen und bestätigten die Echtheit der Gebeine.<sup>1</sup> Was hat mich an dieser Geschichte, an die ich fast zufällig gelangte, interessiert? Ich glaube, berührt hat sie mich, weil mir plötzlich drastisch klar geworden ist, wie lange die sandinistische Revolution von 1979 schon vorbei ist. In meinem Blick auf das Land spielt sie aber weiter eine große Rolle und auch die aktuelle Regierung sieht sich in dieser Tradition, bezeichnet sich als revolutionär und wird am 19. Juli wieder mit großem Aufwand den Jahrestag der Revolution feiern. Es ist der 34. Aber passt diese Konzentration auf die Vergangenheit zu dem Land, wo weit mehr als die Hälfte der Bevölkerung erst nach 1979 geboren wurde?

### Sicherheit

Das Tierchen, das ich zwei Jahre zuvor bei meinen Freunden in Managua als niedlichen Welpen kennen gelernt hatte, war inzwischen zu einer hässlichen, stinkende Pitbull-Hündin herangewachsen, bei deren Anblick einem schon Angst werden konnte. Damit erfüllt sie aber perfekt ihre Funktion. Zusammen mit ihrer genauso hässlichen Schwester bewacht sie das Haus. Mit den beiden Bestien hinter der drei Meter hohen mit Nato-Draht gekrönten Mauer füh-

len sich die BewohnerInnen sicher. Mich hat fast noch mehr beruhigt, dass die Viecher tagsüber angekettet waren. Das Klirren ihrer Ketten erinnerte mich daran, dass in Nicaragua bei Meinungsumfragen seit vielen Jahren das Thema Sicherheit bei den Befragten eine zentrale Rolle spielt. Auch wenn die Menschen sehen, dass in den Nachbarländern im Norden Gewalt und Verbrechen wesentlich größere Probleme sind und man in Nicaragua mit der Polizei ziemlich zufrieden ist, ist Sicherheit ein wichtiges Thema. In der Mittelschicht spielen dabei Hunde eine große Rolle. Wenn sich befreundete Familien treffen, werden geeignete Hunderassen, ihre Erziehung und wo es billiges Futter gibt, gern und ausführlich diskutiert.



Meine Freunde schwören auf ihre Pitbulls. Nur die Frau des Hauses ist etwas traurig, dass die Hunde wirklich alles in dem Bereich, den sie bewachen, niedermachen. All die schönen Blumen im Innenhof, die es vor zwei Jahren noch gab, haben die Hunde komplett vertilgt. Der Ehemann sieht es abgeklärt. Seiner Meinung nach kann man nicht alles gleichzeitig haben. Man muss sich halt entscheiden zwischen Sicherheit und Blumen, sagt er.

Sicherheit ist ein wichtiges Thema. Alle können Geschichten dazu erzählen. Man berichtet von den abenteuerlichsten Einbrüchen. Frauen berichten von Straßenüberfällen, die ihren Handtaschen galten. Immer wieder passieren im Straßenverkehr Überfälle an Ampeln. Wenn man sieht, dass die Ampel auf Rot schaltet, werden alle Fenster des Wagens geschlossen. Die sozialen Probleme, die hinter diesen Ereignissen stehen, werden gesehen, sind aber nicht zu lösen. Also betreibt man seine persönlichen Sicherheitsvorkehrungen so gut es geht.

### Sicherheit



Rosario Murillos  
Weihnachtskrippe

Aber obwohl ich das alles gut verstehe, behält es für mich trotzdem etwas Seltsames. Ich bin derart an den mitteleuropäischen Sicherheitsstandard gewöhnt, dass mir die nicaraguanische Normalität fremd bleibt.

### Rosario Murillos Weihnachtskrippe

Rosario Murillo, die Ehefrau des nicaraguanischen Präsidenten Daniel Ortega, kann ich einfach nicht leiden. Dass man dafür sehr gute Gründe angeben kann, die sich vor allem auf ihre unheilvolle Rolle in der Abtreibungsdebatte und ihre wüsten Ausfälle gegen die nicaraguanischen Feministinnen beziehen, hat Anika Oettler hervorragend dargestellt.<sup>2</sup> Darum geht es mir hier aber nicht. Mir geht es vielmehr darum, dass ich mich begierig mit Murillos Macken beschäftige und nicht zu einer nüchternen Analyse ihrer politischen Bedeutung in der Lage bin. Ich weiß, dass sie über 400 Kleider hat, sich immer mit einer Unmenge von Amuletten gegen den bösen Blick schützt und von einem Quacksalber zum nächsten fährt. Ich weiß aber nicht, warum sie bei Meinungsumfragen eine der beliebtesten Personen des Landes ist. 70 Prozent sind mit ihr zufrieden.

Bei meinem letzten Besuch in Managua hatte ich ein Erlebnis, das das Dilemma verdeutlicht. Die Regierung Ortega macht große Anstrengungen, das histo-

rische Zentrum Managuas, das immer noch Spuren des Erdbebens von 1972 zeigt, für die Bevölkerung attraktiver zu gestalten. So wurde im letzten Jahr auch der Park „Luis Alfonso Velásquez Flores“ erneuert und mit vielen Spiel- und Sportplätzen dem Publikum übergeben. Auch meine Freunde sahen darin eine Bereicherung, die sie mir zeigen wollten. Wir schlenderten durch den Park und bestaunten die Basketballspieler\_innen in der prallen Sonne. Die Hauptattraktion in dieser Jahreszeit um Weihnachten lag am Rande des Parks und machte schon von Weitem geräuschvoll auf sich aufmerksam: eine Weihnachtskrippe. Anscheinend war das Ziel der Darstellung, alles so echt wie möglich zu zeigen. Lebensgroße Figuren, die ursprünglich wohl als Schaufensterpuppen geschaffen worden waren, stellten verschiedene Szenen der Weihnachtsgeschichte dar. Bei den Tierfiguren war besonderer Wert auf Lebensechtheit gelegt worden: fröhlich bimmelte, blökte, wieherte und krächte es aus den Lautsprechern. Die „Krippe von Bethlehem“ war kurz vor Weihnachten von Rosario Murillo eingeweiht worden. In ihrer Ansprache ging es darum, den „Geist zu nähren, weil alles Lehre und spirituelles Wachstum ist“. Mit diesen Worten, in der für Rosario Murillo typischen Ausdrucksweise, kann ich nichts anfangen. Bei den 70 Prozent der Nicaraguaner\_innen, die mit ihr zufrieden sind, ist es vermutlich anders.

## Bolívars größter Traum

Wenn man von Managua nach Puerto Sandino fährt, biegt kurz bevor man den Ort erreicht, links die Straße nach El Velero ab. An dieser Straße entsteht gerade die Raffinerie „El Supremo Sueño de Bolívar“ (Bolívars größter Traum). Das Projekt ist das Kernstück der Zusammenarbeit Nicaraguas mit Venezuela auf dem Gebiet der Versorgung mit Erdölprodukten. Die Raffinerie soll einmal 41 Prozent des Treibstoffbedarfs ganz Zentralamerikas decken. Viel mehr weiß man nicht, denn die Informationen über das Projekt sind sehr spärlich.

Es soll jetzt nicht darum gehen zu diskutieren, ob solch eine Raffinerie sinnvoll ist, ob es wünschenswert ist, dass Nicaragua die Nachbarländer mit Treibstoff versorgt, was das Projekt für die Umwelt bedeutet. Es interessiert mich hier nur, in wie weit man die Politik der Regierung Ortega beurteilen kann, wenn die sich nicht bemüht, ihre Pläne der Öffentlichkeit detailliert darzustellen.

Kurz nachdem das Projekt 2007 öffentlich gemacht worden war, hatten die Präsidenten Ortega und Chávez gemeinsam den Grundstein gelegt und versprochen, dass es 2010 fertig sein sollte. Dann hörte man jahrelang nichts von dem Projekt. Im April 2012 wurde dann für mehr als 200 Millionen US-Dollar ein erster Bauabschnitt an eine chinesische Baufirma vergeben und im September verabschiedete die Nationalversammlung mit großer Mehrheit ein Ausführungsgesetz zu dem Projekt. Mit 6,6 Milliarden US-Dollar wird es die teuerste Investition, die jemals in Nicaragua getätigt wurde. Projektträger ist die nicaraguanisch-venezolanische Firma ALBANISA, die in den Wirtschaftsbeziehungen der beiden Länder eine wichtige Rolle spielt.

Die Dimension des Projektes ist gigantisch, wenn man sich vor Augen führt, dass das Bruttoinlandsprodukt Nicaraguas im Jahr 2012 10,5 Milliarden US-Dollar betrug. Dass solch ein Projekt aber in den Medien kaum eine Rolle spielt, verstand ich nicht und beschloss, hin zu fahren und es mir anzusehen. Das, was ich gesehen habe, war enttäuschend und hat mich nicht wesentlich klüger gemacht. Auch wenn man berücksichtigt, dass ich an einem Sonntag dort war, diese Leere hatte ich nicht erwartet. Es ist zwar zu erkennen, dass die Anlage sehr groß werden wird, aber bisher ist außer Erdarbeiten noch nichts geschehen. Ein paar einsame Baufahrzeuge und eine mehrere Meter hohe Erdterrasse. Mehr gibt es nicht zu sehen. In Puerto Sandino erzählt man mir, dass im Dezember 2012 noch 1.500 Arbeiter auf der Baustelle beschäftigt gewesen wären, jetzt (Mitte Januar) seien es nur noch 60. Die Leute vermuten einen Zusammenhang mit der schweren Erkrankung des venezolanischen Präsidenten Hugo Chávez. Wahrscheinlich haben sie Recht. Aber es erklärt für mich noch nicht

alles. Auf jeden Fall bekomme ich große Zweifel, dass der Traum Bolívars sich jemals erfüllen wird. Inzwischen ist der Jahresbericht der nicaraguanischen Zentralbank für 2012 erschienen. Dort ist zu lesen, dass von 2008 bis 2012 über 230 Millionen US-Dollar in den Raffineriebau investiert worden sind. Die habe ich beim besten Willen nicht gesehen.

## El Viejo

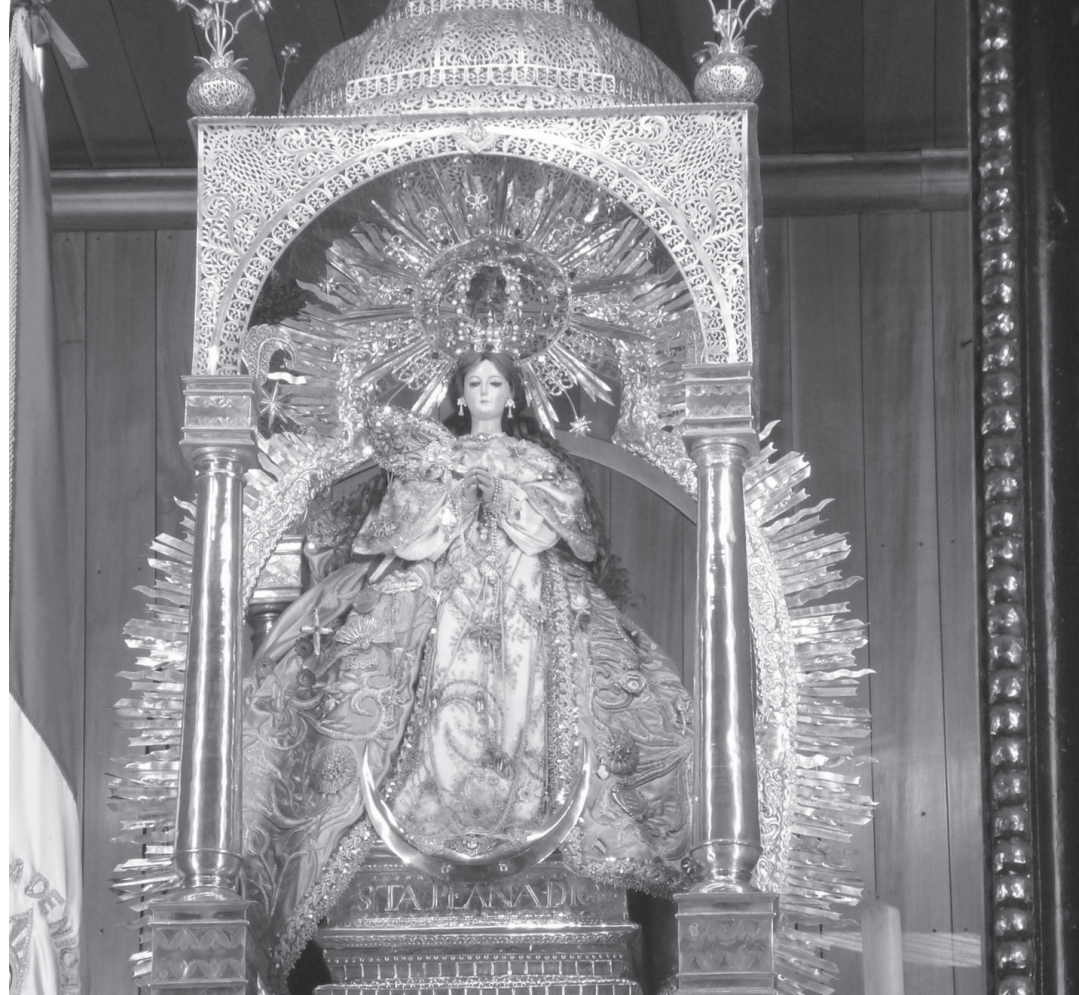
Mein Freund Luis ist in El Viejo bei Chinandega aufgewachsen und bietet mir an, mir den Ort zu zeigen. Ich kenne die Gegend noch nicht und habe nur eine vage Vorstellung davon, dass der Ort eine große historische Bedeutung hat. Zwei Ereignisse aus dem 16. Jahrhundert sind heute noch in dem Ort lebendig. In einem kleinen Park am Rande der Stadt erinnert ein hässliches Denkmal an Agateyte, dem die Stadt ihren Namen verdankt. Als die spanischen Eroberer nach 1520 den dicht besiedelten Landstreifen an der Pazifikküste eroberten, war Agateyte der Herrscher im nördlichen Bereich um das heutige El Viejo. Die Klugheit des damals 70-jährigen wird von spanischen Chronisten bezeugt. Die Legende erzählt, dass nach ihm der Ort benannt wurde: El Viejo – der Alte.

Eine zweite Legende dreht sich um das Marienbild aus dem Jahr 1562, das noch heute in der Basilika im Zentrum des Ortes zu sehen ist. Das Standbild hatte damals ein Unwetter auf seiner Schiffsreise von Spanien nach Peru nach El Realejo dem Hafen in der Nähe von El Viejo verschlagen. Auf wundersame Weise, auf deren Details ich hier verzichte, entschied sich das Marienbild selbst, für immer in El Viejo zu bleiben. Ausgehend von diesem Standbild entwickelte sich in Nicaragua ein Marienkult, dessen Höhepunkt das Fest La Purísima – Mariae Empfängnis



– am 8. Dezember ist. 1995 wurde die Basilika von El Viejo mit dem Marienbild von Papst Johannes Paul II zum Nationalheiligtum Nicaraguas erklärt. Wahrscheinlich seit diesem Zeitpunkt wird das Marienbild

*Bolívars größter Traum*



*Nuestra Señora de la Concepción de El Viejo*

von einer Fahne Nicaraguas begleitet. Diese beiden Legenden sind Teil des Lehrplans in den Schulen von El Viejo. Luis, der zugegebenermaßen keine enge Beziehung zum katholischen Glauben hat, hat sich mit dem historischen Kern der Geschichten beschäftigt und sieht eine mich für überzeugende Verbindung zwischen beiden. Für ihn verschleiern diese Legenden von dem Entstehen des Marienkultes kurz nach der Eroberung nur den Beitrag der katholischen Kirche zur Durchsetzung der spanischen Herrschaft in Nicaragua. Deshalb hat es für mich viel Überzeugungskraft, wenn El Viejo als der Ort gesehen wird, wo man mit der Entstehung des Marienkultes erstmals Zeugnisse einer kirchlichen Disziplinierung der indigenen Bevölkerung findet. Der Kult entstand in El Viejo, weil der Ort von der starken indianischen Führungspersonlichkeit Agateyte geprägt war. Die heute in ganz Nicaragua verbreitete Feier zu Ehren von La Purísima hat sich in seiner heutigen Form im 18. Jahrhundert in León entwickelt. Luis glaubt, dass hierbei ähnliche Disziplinierungsbestrebungen im Spiel waren. Das heutige León entstand nach 1610 an einem Ort, wo schon die bedeutende indianische Gemeinde Subtiava existierte. Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts konnte sich diese Gemeinde ihre Autonomie bewahren, ehe sie zu einem Stadtviertel unter anderen wurde.

Ich bin von der großen Bedeutung, die Geschichte für aktuelle politische und soziale Verhältnisse hat, überzeugt. Ich bin so sehr davon überzeugt davon,

dass es lange gedauert hat, bis mir aufgefallen ist, dass die Theorie von Luis Schwächen hat. Als das Marienbild 1562 nach El Viejo gelangte, war Agateyte wahrscheinlich schon mehr als 30 Jahre tot. Ob es unter diesen Umständen zulässig ist, zwischen dem Marienbild und der Person Agateyte eine konkrete kausale Beziehung zu sehen, wie es ihr heutiges Nebeneinander suggeriert, ist wohl zweifelhaft. Vor allem aber setzt die Theorie voraus, dass die indigene Bevölkerung beliebig beeinflussbar war, dass die Kirche den Menschen nur ein bedeutendes religiöses Symbol präsentieren musste und schon waren die Menschen bereit, ihre eigene Kultur zu vergessen. So einfach war es wohl nicht. Die Marginalisierung durch die allgemeine Repression war sicherlich wirkungsvoller. Auf jeden Fall würde ich wirklich gerne wissen, was sich damals ereignet hat.

<sup>1</sup> *El Nuevo Diario: „Somoza García y la cripta GN“* <http://archivo.elnuevodiario.com.ni/2004/julio/12-julio-2004/especiales/especiales-20040710-02.html>

<sup>2</sup> *Anika Oettler: Die Regierung im Konflikt mit der Frauenbewegung:* [http://www.social-globalization.uni-kassel.de/wp-content/uploads/2011/08/OWP\\_Web\\_Schuetzhofer\\_Schnipkoweit.pdf](http://www.social-globalization.uni-kassel.de/wp-content/uploads/2011/08/OWP_Web_Schuetzhofer_Schnipkoweit.pdf)





8 März 2012 -  
Demonstration am  
internationalen  
Frauentag

# Gewalt gegen Frauen in Nicaragua

(ea) Gewalt gegen Frauen gibt es weltweit. Besonders dramatisch ist die Situation in Zentralamerika. Dort ist Gewalt an Frauen, bis hin zum Mord, mit am häufigsten im weltweiten Vergleich. Nicaragua bildet dabei keine Ausnahme. Diese Situation ist historisch, kulturell und religiös tief in der Gesellschaft verankert. Sie ist Resultat der patriarchalischen Kultur des Machismo. Seit Jahrhunderten wird es als selbstverständlich angesehen, die Unterordnung von Frauen unter Männer auch mit physischer Gewalt aufrechtzuerhalten. Zwar werden Gewalt, Vergewaltigung und Mord als Verbrechen strafrechtlich verfolgt, praktisch aber ist Straflosigkeit weit verbreitet. Die Gesellschaft ist es gewohnt, Gewalt bis hin zur Vergewaltigung als etwas Normales anzusehen. Eine Normalität, die dazu führt, dass die Polizei wegschaut und die Justiz Frauen fast immer eine Mitschuld gibt, wenn es überhaupt zu einer Anzeige kommt. Denn viele der betroffenen Frauen sind sich der Aussichtslosigkeit ihrer Lage bewusst und wis-

sen, dass der Schritt in die Öffentlichkeit einem Spießbrutenlauf gleicht. Häufig werden Gewalttaten von den betroffenen Frauen auch deshalb nicht angezeigt, weil die Täter die Lebenspartner sind, von denen die Frauen wirtschaftlich total abhängig sind. Die Gewalt findet ihren schrecklichsten Ausdruck in den Frauenmorden (femicidio). Es sind gezielte Morde an Frauen aufgrund ihres Geschlechts, in vielen Fällen einhergehend mit Vergewaltigungen. Im Jahr 2011 waren es nach Angaben des Frauennetzwerkes gegen Gewalt (Red de Mujeres Contra la Violencia) 76 Ermordete.

Gewalt ist eines der wichtigsten Themen der nicaraguanischen Frauenbewegung, und dass sich in den letzten Jahren die Situation im Land etwas gebessert hat, ist vor allem ihr Verdienst. Ein wichtiger Schritt war im vergangenen Jahr die Verabschiedung des neuen Strafgesetzes 779, „Allgemeines Gesetz gegen Gewalt an Frauen“. Im Januar 2012 wurde es vom

Parlament mit großer Mehrheit verabschiedet und im Juni darauf trat es in Kraft.<sup>1</sup> Beim Zustandekommen des Gesetzes hatte die Frauenorganisation María Elena Cuadra (MEC) eine entscheidende Rolle gespielt. In den verabschiedeten Gesetzestext ist ein Vorschlag dieser Organisation aus dem Jahr 2010 eingegangen.

Im Artikel 1 des Gesetzes wird das Ziel genannt, „die Menschenrechte der Frauen zu schützen und ihnen ein Leben frei von Gewalt zu garantieren“. Die dazu vom Gesetz zur Verfügung gestellten Mittel sollen „vorbeugen, bestrafen und die Gewalt endgültig beseitigen“. In dem „soziokulturellen patriarchalischen Verhalten, so wie es in den aktuellen Machtverhältnissen besteht, soll ein Wandel angestoßen werden“. Erstmals wird der Frauenmord (femicidio) in das Strafgesetz als gesondertes Verbrechen eingeführt. Das Gesetz 779 definiert: Frauenmord ist, wenn „ein Mann einen Mord an einer Frau im Rahmen ungleicher Machtverhältnisse zwischen Mann und Frau im öffentlichen oder privaten Bereich verübt“. Das Gesetz richtet sich nicht nur gegen physische Gewalt, sondern gegen all die in Artikel 8 definierten Gewaltformen: Misogynie (Frauenhass), physische, psychische und sexuelle Gewalt, Diskriminierung der Frau am Arbeitsplatz und im Kontakt mit Behörden und ökonomische Gewalt in der Beziehung mit dem Lebenspartner.

Die Strafen für Frauenmord, Vergewaltigung und Gewaltdelikte wurden verschärft. Wenn Gewalt im Sinne dieses Gesetzes vorliegt, ist ein Schlichtungsverfahren unzulässig. Das Gesetz enthält umfangreiche Bestimmungen zum Schutz der Frauen, die Opfer von Gewalt geworden sind. So wurden mit dem Inkrafttreten des Gesetzes spezielle Gerichte geschaffen, an denen in Genderfragen besonders geschulte Richter und Richterinnen tätig sein sollen. Die schon bestehenden Frauenkommissariate der Polizei sollen ausgebaut werden.

Die nicaraguanischen Frauenorganisationen begrüßten die Verabschiedung dieses Gesetzes. Sie waren sich aber auch von Anfang an bewusst, dass die von ihnen erhofften gesellschaftlichen Veränderungen nur mit einer konsequenten Anwendung des Gesetzes erreicht werden können und dass dazu weiterhin permanenter Druck notwendig ist.

Wie Recht sie damit hatten, zeigt die aktuelle Diskussion um das Gesetz 779, die Sara Henríquez in dem folgenden Beitrag darstellt.

<sup>1</sup> *Ley No 779, Ley Integral contra la violencia hacia las mujeres y de reformas al Ley No 664, Código penal* [http://legislacion.asamblea.gob.ni/SILEG/Gacetan.nsf/0/73d560d98c1eacc2062579b200664d5d/\\$FILE/2012-01-26-%20G-%20Ley%20No.%20779,%20Ley%20integral%20contra%20la%20violencia%20hacia%20las%20mujeres....pdf](http://legislacion.asamblea.gob.ni/SILEG/Gacetan.nsf/0/73d560d98c1eacc2062579b200664d5d/$FILE/2012-01-26-%20G-%20Ley%20No.%20779,%20Ley%20integral%20contra%20la%20violencia%20hacia%20las%20mujeres....pdf)

# Gesetz 779

Am 22 Juni ist ein Jahr vergangen, seit in Nicaragua das „Gesetz 779“, das Allgemeine Gesetz gegen Gewalt an Frauen<sup>1</sup>, in Kraft getreten ist. Das Land wartet seit drei Monaten auf den Spruch des Obersten Gerichtshofes (CSJ) zu drei Verfassungsbeschwerden, die eine Gruppe von Rechtsanwälten im April eingelegt hat. Das ist der Hintergrund für die landesweite öffentliche Debatte, die in den letzten Monaten geführt wird. Im Kern der Debatte steht die Position der Kläger\_innen, der auch einige Mitglieder des Obersten Gerichtshofes zuneigen, dass das Gesetz verfassungswidrig sei, weil es mit der Anerkennung der Ungleichheit, in der die Frauen gegenüber den Männern leben, gegen das Gleichheitsprinzip verstoße. Diese real existierende Ungleichheit manifestiert sich in der extremen Gewaltsituation und in den Frauenmorden: Im Jahr 2013 sind es bisher 42, das sind sieben ermordete Frauen im Monat.

## Die Frauen

Sara Henríquez

Die Verfassungsbeschwerde hat den Obersten Gerichtshof in Verteidiger\_innen und Gegner\_innen des Gesetzes 779 gespalten. Anstatt den Fall zu lösen und einen Spruch zu fällen, werden von verschiedenen Mitgliedern Meinungen geäußert, die sich mit einer Reform des Gesetzes 779 im Zusammenhang mit der Einführung eines „Schlichtungsverfahrens“ beschäftigen. Abgesehen davon, dass es deutlich wurde, dass sich die früher existierenden Schlichtungen als Vorzimmer zum Frauenmord erwiesen<sup>2</sup>, fällt diese Lösung in die Kompetenz der Nationalversammlung.

Teile der Hierarchie sowohl der katholischen als auch der evangelischen Kirche widmeten sich der misogynen Aufgabe, öffentlich das Gesetz 779 zu verteufeln. Dabei tat sich besonders Juan Abelardo Mata, der Bischof der Diözese Estelí hervor. In einer Nachrichtensendung des Fernsehens sagte er wörtlich: „Wir haben es wiederholt gesagt, – nicht mit meinen eigenen Worten, sondern mit denen von Obersten Richtern, dass die Zahl des Untiers nicht mehr 666 ist, sondern 779, denn genau dies[es Gesetz] zerstört die Familien.“<sup>3</sup> In der Argumentation dieser Machos werden Grundverständnis und Zusammenhänge des Gesetzes 779 manipuliert: DIE



# interessieren nicht

Marktfrau in Nicaragua:  
 „Ich unterstütze das Gesetz  
 779, es schützt uns alle.“

REALE GLEICHHEIT wird durch „formale Gleichheit“ ersetzt, und GERECHTIGKEIT durch „Rache“. Der Aggressor wird der SCHULD enthoben und dem Gesetz 779 wird unterstellt, es „zerstöre die Familie“. Damit wird auf unverantwortliche Weise der Machismo gefördert und die Möglichkeiten eines realen Wandels hin zu gerechteren und stärker von Gleichheit geprägten Verhältnissen zwischen Paaren und in Familien verzögert. Verhältnisse, in denen Männer sich gefordert fühlen, die Gewalt gegenüber Frauen zuhause, am Arbeitsplatz, an den Ausbildungsstellen, in den Kirchen, in der Öffentlichkeit und im Privaten aus der Welt zu schaffen, werden damit nicht gefördert. Auf der anderen Seite haben mehr als 105 feministische und Frauenorganisationen ihre Stimme erhoben, haben Kampagnen gestartet und mit Informationen, Weiterbildung und Foren das Gesetz 779 unterstützt. Sie haben seine Verfassungsmäßigkeit bestätigt und sich gegen die Reform des Gesetzes ausgesprochen. Amnesty International (AI) hat im April die Behörden Nicaraguas aufgefordert, das Gesetz zu unterstützen und „seine vollständige Entfaltung zu garantieren“. Bis heute haben die Klagen über Straflosigkeit, schlechte Behandlung und mangelnde Sensibilität in den Kommissariaten für Frauendelikte

(Comisariats de la Mujer) sowie bei einigen Richtern und Staatsanwälten nicht aufgehört.

Am 12. Juni ermordete ein Mann seine Lebensgefährtin und seine Schwiegermutter, um anschließend Selbstmord zu begehen. Außerdem sind in den Monaten Mai und Juni zwei Fälle bekannt geworden, in denen Väter ihre heranwachsenden Töchter vergewaltigt hatten, wobei eine von ihnen zwei Kinder hatte, die beide aus Vergewaltigungen stammten. In beiden Fällen – jeweils in klarer Missachtung des Gesetzes 779 – hatte die Polizei, an zwei verschiedenen Orten, gleich reagiert: Sie hat die Anzeige nicht akzeptiert. Einmal hieß es: „Es geschah mit ihrem Einverständnis (seiner Tochter)“, das andere Mal: „Warum hat sie ihn nicht schon früher angezeigt?“. Zusammenfassend muss man sagen: Die Tatsache, dass der Oberste Gerichtshof sich zu den eingereichten Verfassungsbeschwerden gegen das Gesetz 779 noch nicht geäußert hat, ist ein klarer Ausdruck der Geringschätzung von Gesundheit und Leben der Frauen.

León, 14. Juni 2013

*Sara Henríquez G., nicaraguanische Feministin und Soziologin, arbeitet als selbstständige Beraterin in der Planung und Evaluation von Projekten, Fortbildungen und Konferenzen mit dem Fokus auf geschlechtsspezifische Entwicklungen.*

- <sup>1</sup> Ley No 779, Ley Integral contra la violencia hacia las mujeres y de reformas al Ley No 664, Código penal
- <sup>2</sup> Im „Jahresbericht 2012 zu den Frauenmorden“, den die Frauenorganisation Red de Mujeres Contra la Violencia veröffentlicht hat, ist zu lesen, dass bei 13 von den 85 Frauenmorden des Jahres Schlichtungsgespräche mit dem Täter voraus gegangen sind.
- <sup>3</sup> Mata bezieht sich mit der Zahl 666 auf das 13. Kapitel der Offenbarung des Neuen Testaments, wo die Zahl 666 dem „zweiten Tier“ zugeordnet wird. In der christlichen Kultur wird darunter häufig Satan oder der Antichrist verstanden.



# Ende gut, alles gut?

## Tauziehen um eine Abtreibung in El Salvador

Eduard Fritsch

*Mitte April startete Amnesty International eine Urgent Action für eine zweiundzwanzig Jahre junge Frau in El Salvador mit dem fiktiven Namen Beatriz, deren Schwangerschaft von Tag zu Tag riskanter wurde. Kurz zuvor hatte sich Beatriz mit einer Verfassungsbeschwerde wegen Verletzung ihres Grundrechtes auf Leben durch die Staatsgewalt an den Obersten Gerichtshof gewandt. Obwohl die sie betreuenden SpezialistInnen des Entbindungskrankenhauses in San Salvador eine therapeutische und eugenische Abtreibung bei Beatriz für geboten hielten, scheuten sie davor zurück, weil die Verfassung und das Strafgesetzbuch des Landes jede Form von Schwangerschaftsabbruch verbieten. Hier ist die ganze Geschichte.*

Beatriz ist eine junge Frau aus dem Municipio Jiquilisco an der Küste östlich des Lempa-Flusses. Sie leidet an Lupus, einer Autoimmunerkrankung, die als Hautflechte beginnt, in schweren Fällen aber auch zum Kollaps von Herz, Lunge, Nieren oder Gehirn führen kann, und an Niereninsuffizienz. Beatriz hat bereits eine Risikoschwangerschaft hinter sich. Ihr Sohn, der jetzt ein Jahr alt ist, musste als Frühgeburt mit einem Notfallkaiserschnitt auf die Welt gebracht werden. Wiederholte Ultraschall-

untersuchungen im öffentlichen Krankenhaus für Schwangere und Entbindungen in San Salvador ergaben, dass der neue Fötus an Aneuploidie litt, das heißt, bei ihm Teile des Schädels und das ganze Gehirn fehlten, so dass er außerhalb des Uterus nicht überlebensfähig war. Die ÄrztInnen empfahlen wegen der Gefährdung von Gesundheit und Leben der Mutter eine therapeutische Abtreibung und wegen der Aneuploidie des Fötus eigentlich auch eine eugenische Abtreibung. Weil aber in El Salvador seit ein paar Jahren jegliche Form der Abtreibung verboten ist und sowohl die Mutter als auch die ÄrztInnen bei Zuwiderhandeln mit hohen Haftstrafen rechnen müssen, schritten sie nicht zur Tat. Die katholische Kirche und eine Organisation von LebensschützerInnen erreichten 1998 eine Strafrechtsreform, mit der jegliche Form der Abtreibung verboten wurde. Bis dahin waren in El Salvador therapeutische, ethische (nach Vergewaltigungen) und eugenische Schwangerschaftsabbrüche möglich. 1999 wurde die Grundlage für das absolute Abtreibungsverbot mit der erforderlichen absoluten Stimmenmehrheit des Parlaments in Artikel 1 der Verfassung geschrieben. Dort heißt es: „Desgleichen wird jedes menschliche Wesen vom Augenblick der Empfängnis

an als menschliche Person anerkannt.“ In ihrem Kommentar zu diesem Absatz hat die salvadorianische Rechtshilfeorganisation FESPAD (Studienstiftung für angewandtes Recht) ausgeführt, dass dieser Satz keine Stellungnahme zur Abtreibung enthält, weil die Verfassung kein tagespolitisches Instrument und auch kein Verhaltenskodex ist. Die Abwägung zwischen dem Leben einer Mutter und dem Leben eines Produktes menschlicher Empfängnis obliege der ordentlichen Gesetzgebung.

Weil die ÄrztInnen nicht handelten, wandte sich Beatriz, unterstützt von der „BürgerInnenvereinigung für die Entkriminalisierung der therapeutischen, ethischen und eugenischen Abtreibung“, am 11. April mit einer Verfassungsbeschwerde an den Obersten Gerichtshof. Dessen fünfköpfige Verfassungskammer hat sich mit ihrem Urteil sieben Wochen Zeit gelassen. Während die Zeit davonlief, wurde Beatriz für eine ärztliche Untersuchung zum forensischen Institut geschickt, das befand, die Schwangerschaft sei im Augenblick nicht riskant und könne fortgesetzt werden. Die Expertise eines chilenischen Experten, der jährlich 18.000 Geburten betreut und von der WHO eingeflogen wurde, lehnte die Kammer aus formalen Gründen ab. Der chilenische Spezialist erklärte vor der Presse, dass „es in diesem Fall gar nicht mehr um eine Abtreibung gehe, sondern (weil Beatriz inzwischen im sechsten Monat war) um eine vorgezogene Einleitung der Geburt“. Damit wies er den Weg, den die Gesundheitsministerin und die behandelnden ÄrztInnen schließlich einschlugen. Bevor es soweit kam und Beatriz mit einem Kaiserschnitt gerettet wurde, während das anenzephalisch geborene Mädchen nach fünf Stunden starb, gab es noch einen Schlagabtausch zwischen der Verfassungskammer des Obersten Gerichtshofes und dem Interamerikanischen Menschenrechtsgerichtshof in San José, Costa Rica. Mit drei von fünf Stimmen hatte die Verfassungskammer am 29. Mai 2013 die Verfassungsbeschwerde von Beatriz mit der Begründung abgelehnt, ein Risiko für ihr Leben sei nicht unmittelbar gegeben, sondern eine in der Zukunft liegende Möglichkeit. „Dieses Gericht hält fest, dass die Rechte der Mutter nicht über die des Ungeborenen gestellt werden dürfen und auch nicht umgekehrt ... In unserer Rechtsordnung ist das Leben ein jeder Person zustehendes Recht und der Rechtsschutz erstreckt sich ausnahmslos auf alle ab dem Augenblick der Empfängnis.“ heißt es in dem Urteil. Ein vierter Richter lehnte die Verfassungsbeschwerde ebenfalls ab, aber mit anderen Begründungen. Der fünfte im Bunde, der 2009 in die Kammer gewählte Richter Florentín Meléndez, der in der Vergangenheit Präsident der Interamerikanischen Menschenrechtskommission war, votierte abweichend, das heißt zu

Gunsten des Antrages von Beatriz. In seiner Stellungnahme heißt es: „Das Urteil müsste lauten, dass die Ärzte ihre Pflicht zu handeln verletzt haben, denn sie hätten nicht die Entscheidung der Kammer abwarten dürfen, um Beatriz' Recht auf Leben zu schützen.“ Für den Fortgang der Ereignisse entscheidend war die Auffassung der drei ablehnenden Richter, dass die Verfassungskammer nicht die Instanz ist, die über einen Schwangerschaftsabbruch bei Beatriz entscheiden kann. „Die Ärzte müssen auf der Grundlage ihrer Fachkenntnisse entscheiden, wann Umstände eintreten, die eine Schwangerschaftsunterbrechung erforderlich machen.“, erläuterte ein Mitglied der Kammer das Urteil gegenüber der Internetzeitung El Faro.

In dieselbe Richtung, aber eindeutiger, geht die Resolution des Interamerikanischen Menschenrechtsgerichtshofes, die dem Urteil auf den Fuß folgte. In dem Beschluss heißt es: „Der Gerichtshof ordnet an, dass der Staat (El Salvador) dringend alle Maßnahmen, die notwendig und wirksam sind, ergreift und garantiert, damit die Ärzte, die Frau B. betreuen, handeln. Es muss garantiert sein, dass das behandelnde Ärzteteam, ohne jegliche Einmischung von außen, alle medizinischen Maßnahmen ergreifen kann, die es für angebracht hält, um die in den Artikeln 4 und 5 der Amerikanischen Menschenrechtskonvention verankerten Rechte zu schützen und auf diese Weise möglicherweise sogar irreparable Beschädigungen des Rechtes auf Leben und des Rechtes auf persönliche Integrität und auf Gesundheit der Frau B. abzuwenden ...“<sup>41</sup> Damit befahl der Gerichtshof dem Unterzeichnerstaat El Salvador, das Leben der Mutter über das Leben des Fötus zu stellen, von dem nachgewiesen worden war, dass er außerhalb der Gebärmutter nicht würde überleben können. Darüber hinaus stellte der Gerichtshof fest, dass unter den gegebenen Umständen die ÄrztInnen, die den Eingriff vornahmen, nicht strafrechtlich belangt werden können. Die Urteile der höchsten Instanzen des salvadorianischen und des gesamtamerikanischen Rechtswesens wurden in der letzten Maiwoche gefällt. Am Montag darauf, dem 3. Juni, nahmen die Ärzte bei Beatriz, zum Beginn der 27. Schwangerschaftswoche, einen Kaiserschnitt vor. Die Mutter kam anschließend auf die Intensivstation. Das Mädchen, das zur Welt gebracht wurde und bei dem nur der Hirnstamm ausgebildet war, wurde wie alle Frühgeburten in den Brutkasten gelegt und entsprechend versorgt, verstarb aber nach fünf Stunden. Unmittelbar nach dem Eingriff erklärte die Gesundheitsministerin, María Isabel Rodríguez, Sonntagnacht hätten Wehen eingesetzt, so dass die Ärzte beschlossen hätten, anderntags gleich einzugreifen. Sie fügte hinzu: „Die Diagnose, die für den Fötus gemacht worden war, bestätigte sich. Das Neu-

geborene war nicht überlebensfähig. Mit all der Versorgung, die es erhielt, hätte es sonst überlebt.“

Hören wir zum Schluss noch zwei Stimmen aus der katholischen Kirche, der Mutter aller LebensschützerInnen. Am Sonntag nach dem endlich erfolgten Eingriff bei Beatriz musste der Erzbischof von San Salvador, José Luis Escobar, nachtreten. In der nach dem Hochamt üblichen Pressekonferenz erklärte er, dass der Fall Beatriz Teil einer Strategie zur Legalisierung der Abtreibung sei. Er begrüßte das Urteil der Verfassungskammer, denn „das Leben des Kindes wurde geschützt, es kam lebend zur Welt und starb wenige Stunden später eines natürlichen Todes.“ Den Zeigefinger zum Himmel gereckt, prophezeite er: „Es wird nicht leicht geschehen, dass in El Salvador und anderen Ländern Zentralamerikas (auch in Nicaragua und Honduras herrschen absolute Abtreibungsverbote, A.d.V.) die Abtreibung mit Gewalt legalisiert wird, mit internationalem Druck und mit Hilfe von Organisationen, die sich arrogant und finanzstark einmischen.“ Namen nannte er keine. „In diesem Land und in ganz Zentralamerika sind wir, Gott sei Dank, Christen und es wird nicht einfach sein, uns ein Gesetz aufzuzwingen, das über unsere



Der Erzbischof von San Salvador bei seiner Pressekonferenz

eigene Gesetzgebung hinweg geht.“ Das war eine Anspielung auf die Anordnung des Interamerikanischen Menschenrechtsgerichtshofes. Aus dem fernen Tokio meldete sich der Jesuitenpater Juan Masiá Clavel, Bioethiker an der dortigen Katholischen Universität. Im Gegensatz zum Erzbischof von San Salvador benutzte er nicht den erhobenen Zeigefinger sondern die Logik: „Einem anenzephalischen Fötus fehlen die neurologischen Strukturen, die Mindestvoraussetzungen für die Ausbildung einer Person sind. So ein Fötus kann weder atmen, noch fühlen, denken oder lieben und wollen ... Die Abtreibung eines anenzephalischen Fötus ist keine Abtreibung eines menschlichen Wesens.“

<sup>1</sup> RESOLUCIÓN DE LA CORTE INTERAMERICANA DE DERECHOS HUMANOS DE 29 DE MAYO DE 2013 MEDIDAS PROVISIONALES RESPECTO DE EL SALVADOR ASUNTO B. [http://www.corteidh.or.cr/docs/medidas/B\\_se\\_01.pdf](http://www.corteidh.or.cr/docs/medidas/B_se_01.pdf)

# Sterben für ein einziges Wort

Ricardo Ribera



„Es muss legal sein, Leben zu retten.“

Wochen sind vergangen, seit Mitte März die Chefärzte des öffentlichen Entbindungskrankenhauses für ihre Patientin Beatriz eine therapeutische Abtreibung empfohlen haben. Derweil lebt Beatriz mit dem Risiko schwerer Schäden an Leib und Leben. Wenn etwas passiert, wird sicher niemand die Schuld übernehmen. Schuld sind die Worte. Worte, die Leidenschaften entflammen, weil sie Prinzipien symbolisieren. Worte, die mittelalterliche Hirne zu Kreuzzügen motivieren. Es sind Kämpfe auf Leben oder Tod, weil es sich für einige Leute um den Krieg des Guten gegen das Böse handelt, der Errettung von den Sünden, der religiösen gegen die wissenschaftliche Wahrheit, des Sieges des glühenden Glaubens über den kalten Verstand.

Nach zwanzig Wochen Schwangerschaft wird die Unterbrechung nicht mehr Abtreibung genannt, ist sie kein Verbrechen mehr. Fünfhundert Jahre vor Christus hat Konfuzius darauf hingewiesen, wie wichtig es ist, dass die Worte der Wirklichkeit entsprechen, die sie beschreiben. So soll ein Usurpator nicht König genannt werden. Und das Wort Herr soll nicht Angehörige einer Elite von reichen Aristokraten vorbehalten sein, sondern Menschen bezeichnen, die genügend Tugend und Bildung vereinen, um zu einer intellektuellen und moralischen Elite zu gehören. „Wenn die Worte nicht richtig sind, ... werden Strafen nicht gerecht verteilt und weiß das Volk nicht, wie es handeln soll.“ Auch in El Salvador sind wir in einem Netz von Worten gefangen und in der Diskussion darüber, was ihre wahre Bedeutung ist. Demokratie,

politische Parteien, Volk, Menschenrechte – sind wir uns einig darüber, was diese Worte bedeuten? Was ist eine Abtreibung, was eine Früh- und was eine eingeleitete Geburt? Worte, die töten und Worte, die retten – niemals unschuldige. In der Verfassung werden Definitionen verändert, wird mit der Sprache als Waffe Klassenkampf geführt. Ehe wird zur Verbindung zwischen einem Mann und einer Frau, „die als solche geboren sind.“ Menschliches Leben beginnt „vom Augenblick der Empfängnis an“. Eine Eizelle, die von einem Spermium befruchtet wurde, ist danach eine „menschliche Person“. Die Definition von Leben wird nicht der Wissenschaft überlassen, denn für die herrschende Elite eines Landes, das offiziell laizistisch ist, in dem aber eine leidenschaftlich konfessionelle Bevölkerung lebt, wird die menschliche Person durch Gott definiert, der die Seele einhaucht ... Die Seele hat kein Gewicht, kein Volumen; man kann sie nicht photographieren, auch nicht mit Röntgenstrahlen oder mit Ultraschall sichtbar machen. Für die Wissenschaft ist sie eine Hypothese, für die Gläubigen eine Glaubensfrage. Darum geht die Debatte im Grunde um Theologie. Es ist sehr zweifelhaft, ob es das Ziel der „Stiftung Ja zum Leben“ ist, Leben zu retten. Ihre Mitglieder wollen Seelen retten. Ich bezweifle, dass es diesen Damen um das Leben von Beatriz oder ihres Fötus geht. Was sie wirklich interessiert ist, Seelen zu retten, vor allem natürlich die eigenen. Ihre wertvolle Zeit widmen sie nicht der Aufgabe, Beatriz und andere arme Frauen aus dem Elend zu erretten, in dem sie leben, sondern aus der Sünde und aus der Versuchung. Wenn sie abtreiben: ab ins Gefängnis für dreißig Jahre! Mit Erfolg haben diese Damen erreicht, dass El Salvador, neben dem Vatikan und einigen anderen Staaten, eines der fünf Länder auf der Welt ist, in denen Abtreibungen, einschließlich in Fällen von Vergewaltigung, Lebensgefahr für die Mutter oder schweren Missbildungen des Fötus, absolut verboten sind. Unsere Demokratie ist neben dem Vatikan, dem Tibet des Dalai Lama, dem Iran der Ayatolas eine der wenigen Theokratien, in denen das Gesetz Gottes über den Gesetzen der Menschen steht. In El Salvador wagen es katholische Bischöfe, evangelische Pastoren und reiche Damen mit Rosenkränzen über medizinische Themen, ethische Konflikte, Werte und Verbrechen zu urteilen. Ohne Maß und Sinn, treffe es, wen es wolle. In den apokalyptischen Zeiten, in denen wir leben, muss das Gute um jeden Preis obsiegen, denken sie und gehen dabei über die Leiche der ethischen Vernunft ebenso wie über die Leichen einfacher Leute wie Beatriz. Egal, wir werden alle eines Tages sterben. Vielleicht bringt uns ein Wort um. Amen.

Auszüge aus einem Kommentar, der am 11. Mai 2013 in der Internetzeitung El Faro erschienen ist.: <http://www.elfaro.net/es/201305/opinion/12047/> (Übersetzung Eduard Fritsch)

# Was bedeutet Beatriz für uns?

Laura Aguirre



Wir sind alle Beatriz

„Beatriz“ hat El Salvador in die Weltöffentlichkeit kaputtliert. Von mittelalterlichen Zuständen war die Rede und von einem Land, in dem die Frauen unterdrückt werden. In El Salvador selbst ist „Beatriz“ zu einem Symbol geworden – zum Glück ein lebendes Symbol. Kann das Beispiel mehr werden als das Symbol von ideologischen Wutausbrüchen konservativer katholischer Gruppen? Oder könnte es endlich der Riss sein in der Mauer des Schweigens um den Artikel 1 unserer Verfassung? Artikel 1 anerkennt alles Ungeborene vom Augenblick der Empfängnis an als menschliche Person und Rechtssubjekt. Das heißt, der Fötus und die Frau, die ihn trägt, sind nicht nur vor dem Gesetz, sondern auch in ihrem Verfassungsrang gleich. Dank des Mutes von „Beatriz“ haben wir, glaube ich, endlich die Chance, die Diskussion über Abtreibungen zu eröffnen und Gesetzesänderungen zu fordern, die uns Frauen wirklich das Recht auf Leben garantieren. Die bestehenden Gesetze sagen nichts für den Fall, in dem das Lebensrecht der Frau und das Lebensrecht des Fötus in Konflikt geraten. Aber nicht nur das: Indem es keine gesetzliche Definition dafür gibt, was genau eine Schwangerschaftsunterbrechung ist, kommt es zu willkürlichen Interpretationen, die viele Frauen hinter Gitter gebracht haben. Im Augenblick gibt es mindestens 49 Frauen, die wegen Totschlags zu hohen Gefängnisstrafen verurteilt worden sind. Darunter sind viele arme Frauen, die Fehlgeburten erlitten. Das schlimmste an dieser Gesetzeslücke ist, dass es den Ärzten die Definitionsmacht über Fehlgeburt oder Abtreibung einräumt. Ungefähr 60 Prozent der Anzeigen, die gegen betroffene Frauen gestellt werden, stammen von diesen „Fachleuten“, die damit ihre ärztliche Schweigepflicht brechen.

Auszüge aus einem Kommentar, der am 10. Juni 2013 in der Internetzeitung El Faro erschienen ist: <http://www.elfaro.net/es/201306/opinion/12321/> (Übersetzung Eduard Fritsch)



Pressekonferenz zum  
Beginn der  
Verhandlungen

# Bandenbosse im Rampenlicht

## Hintergründe des Friedensabkommens der maras in Honduras

*Frischer Wind in der Politik der öffentlichen Sicherheit?*

(cw) Wenn Honduras in der internationalen Presse auftaucht, ist meistens von der Gewalt in dem kleinen zentralamerikanischen Land die Rede. Immer wieder wird betont, dass Honduras das gewalttätigste Land der Welt ist. Die Angabe der immens hohen Mordrate von 91,6 pro 100.000 Einwohner\_innen für 2011 (United Nations Office on Drugs and Crime) scheint nicht nur aus der Perspektive Europas für unerträgliche Zustände zu stehen. Anstatt die komplexen Ursachen der Gewalt in Zentralamerika zu beleuchten, reproduzieren die Reportagen aber oft nur den politischen Diskurs der öffentlichen Sicherheit in Honduras, der den Jugendbanden, den Maras, die Hauptschuld an der Gewalt zuweist.

Vor wenigen Wochen gab eine Meldung Anlass zur Hoffnung: Die Chefs der beiden Mara-Banden Barrio 18 und Mara Salvatrucha ließen aus dem Gefängnis verlautbaren, dass sie bereit seien, Frieden untereinander zu schließen. Im Gegenzug für ihre Bereitschaft, die Morde und die Rekrutierung so genannter Soldat\_innen einzustellen, verlangten sie, dass ih-

nen Möglichkeiten geboten werden, ein Leben außerhalb der Banden zu beginnen. Die Erklärungen der Chefs zielten auch auf eine Versöhnung mit der gesamten Gesellschaft ab, welche die Jugendbanden schon lange als die Hauptursache der Gewalt sieht. „Wir wollen der Gesellschaft zeigen, dass wir keine Monster sind. Wir werden es mit Taten zeigen. Aber wir wollen, dass sie uns unterstützen, dass wir arbeiten und unsere Kinder ernähren können. Schluss mit der Gewalt! Wir wollen einen Wandel!“, sagte Marco, Pressesprecher der Mara Salvatrucha aus dem Gefängnis.

In El Salvador hatten sich die Chefs der beiden Banden bereits im März 2012 auf ein Abkommen eingelassen. Die Umstände und die beteiligten Akteur\_innen erinnern so stark an das Friedensabkommen in El Salvador, dass beinahe von einer Eins-zu-Eins-Kopie die Rede sein könnte. In beiden Fällen verhandelten die ranghöchsten Chefs der Banden im Gefängnis mit Hilfe der Vermittlung bzw. Supervision (El Salvador) ranghoher Geistlicher und Repräsentanten der Organisation Amerikanischer Staaten OAS. In Honduras waren das der Subsekretär für Multidimensionale Sicherheit der OAS, Adam Blackwell, und der Bischof von San Pedro Sula,



Monseñor Rómulo Emiliani. Auch waren sowohl in Honduras als auch in El Salvador die Regierungen nicht beteiligt, begrüßten aber später in beiden Fällen den Waffenstillstand und den Beginn der Verhandlungen.

Adam Blackwell fasst die Ähnlichkeiten der Strategien in beiden Ländern folgendermaßen zusammen: „Es handelt sich um einen ähnlichen Fall wie in El Salvador, zuerst ein Waffenstillstand mit der Gesellschaft, dann kamen sie nach und nach zu einem Waffenstillstand untereinander. Es gibt keine magische Formel, aber die Strategie der „mano dura“ (harten Hand) hat nicht funktioniert (...).“ Damit spielt Blackwell auf den wahrscheinlich bemerkenswertesten Aspekt des Waffenstillstands an: In El Salvador und Honduras scheint die Tatsache, dass die Regierungen die Friedensverhandlungen zwischen den Banden begrüßten, einer 180 Grad-Wendung in der Politik der Öffentlichen Sicherheit gleichzukommen. Nach der über viele Jahre hin erfolgten Stigmatisierung der Jugendbanden ist die breite Akzeptanz der Friedensverhandlungen durch die politischen Eliten umso verwunderlicher. Wie kann dieser Sinneswandel in der Politik der öffentlichen Sicherheit erklärt werden? Handelt es sich überhaupt um einen grundlegenden Wandel?

*Die Politik der „harten Hand“ bedient zwar die Ängste der Bevölkerung, verschärft aber das Problem der Gewalt*

Öffentliche Sicherheit und der Schutz vor Verbrechen sind für die Bevölkerung Lateinamerikas die wichtigsten politischen Themen überhaupt. Das bestätigt ein Bericht des Instituts für Meinungsforschung Latinobarómetro. Im Jahr 2011 gaben in Honduras 35 Prozent der Befragten „Gewalt, Banden und Delinquenz“ als das wichtigste Thema des Landes an.<sup>1</sup> Dass dieses Thema für die Region eine derart zentrale Rolle spielt, liegt einerseits an der tatsächlichen Verbrechensrate. Immerhin waren 31 Prozent der Befragten selbst oder einer ihrer Verwandten innerhalb der vorhergehenden zwölf Monate Opfer eines Delikts geworden. Andererseits ist es aber auch ein Problem der Wahrnehmung. In einer Studie über die Auswirkungen der Unsicherheit auf die Psyche der Einwohner\_innen der Städte Tegucigalpa, Valle de Ángeles und Comayagua fand der Psychologe Américo Reyes Ticas heraus, dass sich überwältigende 91 Prozent der Befragten auf schlecht beleuchteten Straßen und in engen Gassen unsicher fühlen.<sup>2</sup> Diese Wahrnehmung steht in einem komplexen Wechselspiel mit der politischen Rhetorik der öffentlichen Sicherheit. Sie greift die Ängste der Bevölkerung auf, verstärkt sie aber auch. Im Diskurs der „mano dura“ werden Kriminalität und Gewalt isoliert von strukturellen Ursachen wie Ar-

mut und sozialer Ungleichheit als Problem trennen. Repression durch Polizei und Militär wird als einzige Lösungsmöglichkeit präsentiert. Die Politikwissenschaftler\_innen Verónica de la Torre und Alberto Alvarez bezeichnen diese Art des politischen Umgangs mit Kriminalität und Gewalt, in der die Ängste der Bevölkerung zu Wahlzwecken instrumentalisiert und verstärkt werden, als „Strafpopulismus“<sup>3</sup>. Die Isolation der Kriminalität von gesellschaftlichen Problemen mag der Grund dafür sein, dass in Zentralamerika nur acht Prozent der Befragten Armut als das wichtigste politische Problem angaben.<sup>4</sup> Die Kontrastierung dieser Zahlen mit der Tatsache, dass die Länder des so genannten nördlichen Dreiecks (Honduras, Guatemala und El Salvador) zu den ärmsten Ländern Lateinamerikas zählen, verdeutlicht die erfolgreiche Etablierung des „Strafpopulismus“ in der öffentlichen Meinung. Der Erfolg dieser Strategie liegt in einer Annäherung der Macht an die Gesellschaft begründet.<sup>5</sup> Indem politische Eliten auf autoritäre Maßnahmen gegen Kriminalität setzen, vermitteln sie der Bevölkerung den Eindruck, dass sie selbst durch Überwachung und Denunziation an der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung aktiv beteiligt sei. Die Null-Toleranz-Rhetorik wurde in Honduras in einer Reihe von Gesetzen konkretisiert. Zu den wichtigsten Maßnahmen zählte eine Reform des Strafgesetzbuches im Jahr 2003. Das so genannte „Antimara“-Gesetz erlaubt es der Polizei, Jugendliche ohne gerichtliche Beschlüsse und nur aufgrund ihrer Mitgliedschaft zu einer der Banden, welche anhand der Tätowierun-

*„Sicheres Viertel“ - Wir müssen draußen bleiben*





*Massenverhaftung von mareros* gen der *mareros* identifiziert wird, festzunehmen. Die Verhaftungen werden von einer Strategie der Militarisierung begleitet. In der militaristischen Logik arbeiten nicht nur Polizei und Militär in gemeinsamen Operationen zusammen, letztere bestimmen auch in immer größerem Maß die Eckpfeiler der Politik der inneren Sicherheit.

Bei aller Kritik an der politischen Instrumentalisierung der „mano dura“ soll hier nicht geleugnet werden, dass die *maras* ein zentrales Problem in der Region darstellen. Seitdem sie sich nach den Abschiebungen zentralamerikanischer Migrant\_innen aus den USA in El Salvador, Guatemala und Honduras etablierten, errichteten sie kriminelle Netzwerke mit mehreren tausend Mitgliedern.<sup>6</sup> Durch Morde und Erpressungen kontrollieren die Banden ganze Stadtviertel. Zu den kriminellen Praktiken der *maras* zählen auch Entführungen und Verschwindenlassen. Viele mittelständische Unternehmer\_innen haben mittlerweile das Land verlassen, weil sie die Schutzgeld-„Besteuerung“ durch die Banden nicht mehr stemmen konnten.

Die Thematisierung der Jugendbanden als Objekte einer militaristischen Politik ist jedoch der Lösung des Problems nicht dienlich. Vielmehr hat diese Politik zu einer Verhärtung des Problems geführt. In kurzer Zeit wurden tausende Jugendliche verhaftet, von denen ein großer Teil nur aufgrund ihrer Mitgliedschaft in einer der Banden zu langen Haftstrafen verurteilt wurde, ohne dass ihnen die Beteiligung an Verbrechen nachgewiesen werden konnte. Das hatte eine Überfüllung der Gefängnisse zur Folge. Die Mara-Chefs nutzen aber ihren Aufenthalt in den Gefängnissen, um den inneren Zusammenhalt der Banden zu festigen und Kontakte zum organisierten Verbrechen zu schmieden. Parallel dazu er-

möglichten die Gewalt der staatlichen Sicherheitsinstitutionen und die zahlreichen Menschenrechtsverbrechen gegen Bandenmitglieder den jeweiligen Chefs, sich als Beschützer und Hilfsnetzwerke für Jugendliche zu profilieren.<sup>7</sup> Die Polizeirepression stärkte nicht nur den gesellschaftlichen Einfluss der Banden, sondern ließ auch die Mordrate innerhalb kurzer Zeit rapide ansteigen: Von 33,6 im Jahr 2003 über 45,6 im Jahr 2007 bis hin zum bisher höchsten Wert von 91,6 pro 100.000 Einwohner\_innen im Jahr 2011.<sup>8</sup> Der Grund dafür waren einerseits ein Anstieg der Gewalt zwischen den Banden nach einem kurzen Waffenstillstand im Jahr 2006 und andererseits die Auseinandersetzungen zwischen Sicherheitskräften und Jugendlichen.<sup>9</sup>

Angesichts dieser katastrophalen Ergebnisse einer Sicherheitspolitik, welche Jugendliche unter Generalverdacht stellte, wirkt die Nachricht über das Friedensabkommen wie ein frischer Wind in die ser militarisierten Atmosphäre. Immerhin geben die Zahlen aus El Salvador Anlass zur Hoffnung: Dort verringerte sich die Mordrate seit dem Waffenstillstand um mehr als die Hälfte: Von 14 Morden auf fünf Morde pro Tag.<sup>10</sup> In medialen Berichten wird diese Hoffnung nun auf Honduras projiziert.

### *Kritische Stimmen zum Friedensabkommen*

Doch wird das Friedensabkommen die Hoffnung auf eine Zurückdrängung der gesellschaftlichen Rolle der *maras* und eine allgemeine Verbesserung der Gewaltsituation erfüllen können? Zumindest Monseñor Emiliani wird nicht müde, immer wieder zu erwähnen, dass es sich um einen langen Prozess handeln wird und dass die *maras* erst einmal einen Waffenstillstand mit dem Staat und der Gesellschaft geschlossen haben; einen offiziellen Frieden zwischen den Banden gäbe es bisher noch nicht. Das Friedenspotenzial der Maßnahme stellt er indessen nicht in Frage.

Kritischere Stimmen äußern dagegen grundlegende Bedenken an der Modalität der Verhandlungen und der Rolle des Staates. Für den spanischen Pater Antonio Rodríguez, der sich seit Jahren für die Rehabilitation von jugendlichen Kriminellen im Stadtteil Mejicanos in San Salvador einsetzt, kommt die Akzeptanz der Verhandlungen durch den Staat einem „Kniefall vor der Mafia“ gleich. Er ist der Meinung, dass die Tatsache, dass nur die Chefs in Gefängnissen verhandeln, die hierarchischen Strukturen der Banden festigen werde. So könnten zwar die *mareros* die Gewalt untereinander beenden, aber weiterhin die Bevölkerung in den Stadtvierteln kontrollieren und Terror durch selektive Morde säen. Für die „einfachen Soldat\_innen“ gäbe es keinerlei Möglichkeit, die Banden zu verlassen, ohne Gefahr zu laufen, ermordet zu werden. Insgesamt diene

der Frieden so der Konsolidierung der gesellschaftlichen Macht der Banden, wodurch sie von der organisierten Kriminalität und den traditionellen politischen und wirtschaftlichen Eliten zur Bevölkerungskontrolle instrumentalisiert werden könnten.<sup>11</sup> Der Soziologe Sergio Bahr geht in seiner Kritik bezüglich Honduras noch weiter, indem er die Bedeutung der *maras* für die Gewalt generell in Frage stellt. Für ihn sind nicht die Jugendlichen der Grund für die Gewalt, sondern der Drogenhandel, der Honduras längst in einen „Narcoestado“ (Drogenstaat) verwandelt habe. Die Organisierte Kriminalität schöpfe ihre Macht aus umfangreichen Allianzen mit politischen und wirtschaftlichen Eliten. Schließlich würden die mit Kokain beladenen Flugzeuge nicht auf den Fincas der Jugendbanden landen, genauso wenig wie die Morde an Menschenrechtsaktivist\_innen und Staatsanwält\_innen von ihnen befohlen werden, auch wenn diese sie oft ausführen. Bahr fordert, dass man endlich einsähe, dass der Drogenhandel, der von Leuten im Kongress, im Militär, in der Polizei und in der öffentlichen Verwaltung kontrolliert wird, der wichtigste Verursacher der Gewalt im Land sei.<sup>12</sup>

### *Theatralische Inszenierung*

Nimmt man diese Kritik ernst, wirkt das Friedensabkommen nur noch wie eine oberflächliche Maßnahme. Tatsächlich bedeutet es mehr Kontinuität, als es auf den ersten Blick scheint. Sowohl in der Null-Toleranz-Politik als auch im medialen und politischen Umgang mit den Friedensverhandlungen werden ausschließlich die Jugendbanden ins Scheinwerferlicht gestellt. Strukturelle gesellschaftliche Probleme wie die enorme sozioökonomische Ungleichheit sowie Machtverhältnisse, die für die Aufrechterhaltung der Gewaltordnung verantwortlich sind, bleiben bei dieser Inszenierung fast gänzlich im Dunklen. Es unterscheiden sich nur die Strategien der öffentlichen Inszenierung. Die „mano dura“-Politik stellt eine moralisierende Opposition zwischen Gut und Böse her. Sie bedient die Forderungen der Gesellschaft nach Rache und Bestrafung. Demgegenüber setzen die Friedensverhandlungen auf Symbolkraft. Besonders in Zentralamerika, wo in den vergangenen Jahrzehnten mehrere bewaffnete Konflikte auf diese Weise beendet wurden, darf diese symbolische Wirkung nicht unterschätzt werden. Diese wird durch die Teilnahme von hochrangigen Vertreter\_innen der katholischen Kirche noch erhöht. Insgesamt sind beide Strategien auf ihre Weise öffentlichkeitswirksam. Zusätzlich stellt das Ereignis für die auf den Putsch gegen Manuel Zelaya folgende Regierung unter Porfirio Lobo eine Gelegenheit dar, ihre angeschlagene Legitimität zu erhöhen. Diese wird sie sich nicht entgehen lassen.

### *Gesellschaftlicher Ausschluss und parastaatliche Gewaltordnung*

All dies kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Verhandlungen im Zusammenhang mit der Gewalt in Honduras nur an der Oberfläche kratzen. Die wirklichen strukturellen Probleme, die sich im Hintergrund des politischen Theaters befinden, können mit zwei Begriffen benannt werden: der gesellschaftliche Ausschluss der Jugendlichen, der diskursiv aufrecht erhalten wird, und eine parastaatliche Gewaltordnung.

Die misstrauische bis stigmatisierende Haltung, die den Jugendlichen der *barrios populares* (städtische Armenviertel) entgegen gebracht wird, ist ein wesentlicher Grund für die Jugendkriminalität und die Entstehung der Banden. Der Staat ergreift kaum Maßnahmen, um den ausgeschlossenen Jugendlichen wirtschaftliche und soziale Perspektiven zu eröffnen. Den Jugendlichen ist diese Gleichgültigkeit längst bewusst, wie eine Aussage von Cristian Castro aus San Pedro Sula aus der letzten Ausgabe des Infoblatts verdeutlicht: „Sie geben uns keine Freizeitmöglichkeiten. Banden, Drogen und Waffen: das ist das Spielzeug, das man Jugendlichen hier gibt. Damit sie sich beschäftigen und amüsieren. Deshalb hat der Staat sehr viel mit der Gewalt und den Morden zu tun.“ In den *maras* finden viele eine Möglichkeit, nicht nur die mangelnde soziale Unterstützung auszugleichen, sondern auch symbolisch mit der Ausschlossenheit umzugehen. Mauro Cerbino sieht in den Tätowierungen die institutionelle Gewalt gegen die Jugendlichen symbolisiert, da sie sich im wahrsten Sinne des Wortes das Stigma als Ausgeschlossene und Vogelfreie selbst ins Gesicht schreiben. Aber die Tattoos sind nicht nur Symbol, sondern auch Gegenstand eben dieser institutionellen Gewalt. Viele Bandenmitglieder entfernen aus Angst vor der Polizeigewalt ihre Tätowierungen, wodurch sie die physische Gewalt, die der Stigmatisierung folgt, gewissermaßen vorwegnehmen. Der Staat ist deshalb nicht nur aufgrund des mangelnden Angebots an Orientierung für die Gewalt verantwortlich. Durch eine „Ideologie der Hygiene“, welche diese Jugendlichen mit Dreck assoziiert, ermöglichen staatliche Akteure auch die gesellschaftliche Akzeptanz eines „unsichtbaren Genozids“.<sup>13</sup> Dass der Begriff „Ideologie der Hygiene“ der Anthropologin Adrienne Pine kein abstraktes, realitätsfernes Konstrukt ist, sondern ein in der Gesellschaft weit verbreitetes Deutungsschema, wird in der Müllbeseitigungsrhetorik in vielen User-Kommentaren unter Internetartikeln über die *maras* auf erschütternde Weise deutlich. Der Diskurs beschränkt sich aber nicht auf die sprachliche Ebene, sondern führt zu handfester physischer Gewalt und Menschenrechtsverbrechen. Die Ermordung von Jugendlichen

durch Todesschwadronen, die als Zusammenschlüsse von Polizist\_innen, Militärs und Angehörigen der Mafia im Untergrund agieren, hat nicht ohne Grund seit der Einführung des Antimara-Gesetzes im Jahr 2003 deutlich zugenommen.<sup>14</sup> Auch als im Februar 2012 und im Mai dieses Jahres bei Gefängnisbränden in Comayagua und San Pedro Sula aufgrund mangelnder Sicherheitsmaßnahmen 360 bzw. 103 Menschen, darunter viele *mareros*, starben, wurde die Verachtung der Jugend auf perfide Weise deutlich. Auf der Ebene der Gewaltordnung muss der These von Sergio Bahr, dass der Drogenhandel die Hauptursache der Gewalt in Honduras sei, teilweise widersprochen werden. Der Drogenhandel hat zwar seine Macht in Zentralamerika erheblich ausgedehnt, seit dem der Isthmus zum wichtigsten Transportkorridor nach Mexiko wurde. An der Aufrechterhaltung des Terrors ist aber eine Vielzahl von Akteur\_innen interessiert. Der Staat spielt dabei in zweierlei Hinsicht eine herausragende Rolle. Einerseits trägt er durch die Ineffizienz seiner Sicherheitsbehörden zur Aufrechterhaltung eines Regimes der Straflosigkeit bei. Andererseits ist der Staat auch selbst Akteur illegitimer Gewalt.<sup>15</sup> Er ist aber kein einheitlicher, zielgerichteter Akteur, der im Rahmen einer zentralisierten und autoritären Staatsführung Menschenrechtsverbrechen begeht. Vielmehr bemächtigen sich wirtschaftliche und politische Eliten, Staatsbedienstete sowie die organisierte Kriminalität seiner Institutionen, um ihre Interessen gewaltsam durchzusetzen. Eben diese fließenden Grenzen zwischen Staat und Kriminalität machen die Gewalt so undurchsichtig. Für den Soziologen Trutz von Trotha zeichnet sich die parastaatliche Gewaltordnung in den lateinamerikanischen Ländern durch eine Kultur der gewaltsamen Selbsthilfe aus, welche zu einer Privatisierung der Gewalt führt.<sup>16</sup> Die *maras* verkörpern zwar die Kultur der gewaltsamen Selbsthilfe, allerdings sind sie beim Spiel um die Kontrolle der Institutionen außen vor. Maßnahmen zur Lösung des Gewaltproblems müssen auf diesen beiden Ebenen agieren. Den Jugendlichen müssen – wie der Pressesprecher der Mara Salvatrucha forderte – in Form von Bildung und Arbeit ernstgemeinte Alternativen zum Bandenleben geboten werden. Die zweite Herausforderung besteht darin, den Staat aus den Fängen partikularistischer und krimineller Interessen, die seine Gewaltanwendung so undurchsichtig machen, zu befreien. Solange diese Aufgaben nicht in Angriff genommen werden, bleibt das Friedensabkommen ein rein symbolischer Gestus.

<sup>1</sup> Es handelt sich um eine kumulierte Zahl: 30 % nannten Delinquenz und öffentliche Sicherheit, 5 % Banden und Gewalt als das wichtigste Problem des Landes. Honduras liegt damit knapp über dem lateinamerikanischen

Durchschnitt von 32 %. El Salvador liegt mit 51 % deutlich darüber, angeführt wird die Liste von Venezuela mit 62 %. Die einzigen Länder, in denen das Thema nicht mehrheitlich als das wichtigste Problem angegeben wurde, sind Paraguay (Arbeitslosigkeit), Chile (Bildung), Nicaragua, Dominikanische Republik und Bolivien (wirtschaftliche Probleme). Vgl. Lagos, Marta/Dammert, Lucía (2012): *La Seguridad Ciudadana. El problema principal en América Latina*, Corporación Latinobarómetro, Lima.

- <sup>2</sup> Vgl. Espinoza Murra, Dagoberto (2013): "Honduras: Percepción de la violencia": Woodrow Wilson International Center for Scholars, S. 5: <http://scela.wordpress.com/2013/02/14/honduras-percepcion-de-la-violencia-dagoberto-espinoza-murra/>.
- <sup>3</sup> Vgl. Alvarez, Martín/De La Torre, Verónica (2011): "Violencia, Estado de Derecho y políticas punitivas en América Central", *Perfiles Latinoamericanos* 37, S. 34.
- <sup>4</sup> Zum Vergleich: 2010 gaben in Zentralamerika 30 % Delinquenz und öffentliche Sicherheit als das wichtigste Problem an. Vgl. Corporación Latinobarómetro (2011): *Centroamérica y sus democracias 1995-2010*, S. 25: <http://www.latinobarometro.org/latino/LATContenidos.jsp>.
- <sup>5</sup> Vgl. Alvarez, Martín/De La Torre, Verónica (2011), S. 42.
- <sup>6</sup> Zum Zusammenhang der Abschiebungen von Flüchtlingen nach Zentralamerika durch die USA und die Entstehung der Maras: Dudley, Steven (2012): "Gangs, Deportations and Violence in Central America", *In Sight Crime*: <http://www.insightcrime.org/violence-against-migrants/part-ii-gangs-deportation-and-violence-in-central-america>
- <sup>7</sup> Vgl. Cerbino, Mauro (2011): "Jóvenes víctimas de violencias, caras tatuadas y borramientos", in: *Perfiles Latinoamericanos* 38, S. 13.
- <sup>8</sup> Vgl. United Nations Office on Drugs and Crime (2012): *Intentional homicide, count and rate per 100.000 population (1995-2011)*.
- <sup>9</sup> Laut Zahlen der Nationalen Polizei von 2010 werden nur ca. 3 von 10 Morden von Mitgliedern der Banden begangen. Vgl. *El País*, 29.05.2013.
- <sup>10</sup> Vgl. *El País*: "Las maras ofrecen una tregua a cambio de reinserción", 29.05.2013: [http://internacional.elpais.com/internacional/2013/05/29/actualidad/1369778555\\_934021.html](http://internacional.elpais.com/internacional/2013/05/29/actualidad/1369778555_934021.html).
- <sup>11</sup> Vgl. Zeiske, Kathrin: "Ein Kniefall vor der Mafia", Interview mit Antonio Rodríguez, in *Jungle World*, 06.06.2013: <http://jungle-world.com/artikel/2013/23/47847.html>.
- <sup>12</sup> Vgl. Bahr, Sergio (2013), "¿Tregua entre maras en el país más violento del mundo?": <http://www.nuso.org/opinion.php?id=119>.
- <sup>13</sup> Vgl. Pine, Adrienne (2011): "Tegucigalpa: Donde se cruzan los caminos, se unen fronteras y divergen las percepciones" in: *Colombia Internacional* 73, S. 39 ff.
- <sup>14</sup> In den letzten drei Jahren gingen allein in Tegucigalpa mindestens 150 Anzeigen im Zusammenhang mit Ermordungen durch Todesschwadronen der Polizei im Ministerio Público ein. Vgl. Arce, Alberto: "Honduras: acusan a Policía de operar escuadrones de muerte" *Infobase América*, 17.03.2013: <http://america.infobae.com/notas/68208-Honduras-acusan-a-Policia-de-operar-escuadrones-de-muerte>.
- <sup>15</sup> Vgl. Cruz, Miguel José (2010): "Estado y violencia criminal en América Latina. Reflexiones a partir del golpe en Honduras", in: *Nueva Sociedad* 226, S. 69.
- <sup>16</sup> Vgl. Von Trotha, Trutz (1995): "Ordnungsformen der Gewalt oder Aussichten auf das Ende des staatlichen Gewaltmonopols", in: Nedelmann, B. (Hg): *Politische Institutionen im Wandel*, Köln, S. 145.

Die Internetseiten wurden alle am 20.07.2013 aufgerufen.

# Versammlungszentren in ländlichen Gemeinden – ein Beitrag zur Stärkung der Selbstorganisation der Landbevölkerung Nicaraguas



*„Um über die eigene Entwicklung selbst bestimmen zu können, braucht es gut informierte und organisierte Kleinbauern und Kleinbäuerinnen.“ (MCM)*

Diesem Gedanken folgt die Arbeit unserer Partnerorganisation **Movimiento Comunal de Matagalpa**. Deshalb unterstützt sie die Bevölkerung in den ländlichen Gemeinden ihrer Region mit Fortbildungen u.a. in Landwirtschaft, Bürger- und Frauenrechten, Katastrophenprävention und Umweltschutz.

Zu diesem Zweck errichtet das Movimiento Comunal mit Unterstützung des **Infobüros Nicaragua Wuppertal** und des **Ökumenischen Büros München** kommunale Zentren, die als Arbeits- und Versammlungsräume dienen. Die Gebäude sind offen für Aktivitäten aller Einwohner\_innen.

Die **Solidaritätsbrigade 2013** des „Ökubüros“ und des „Infobüros“ wird sich am Bau eines weiteren kommunalen Zentrums beteiligen, diesmal in der Gemeinde Pancasan.

**Um dies zu ermöglichen, bitten wir um Spenden für die Baukosten des Projekts:**

Ökumenisches Büro für Frieden und Gerechtigkeit e.V.  
Stadtsparkasse München  
BLZ 701 500 00  
Konto: 561 76 258

**Stichwort: Brigadeprojekt Nicaragua**

Weitere Informationen:  
[www.oeku-buero.de/solidaritaetsbrigaden.html](http://www.oeku-buero.de/solidaritaetsbrigaden.html)  
[www.informationsbuero-nicaragua.org](http://www.informationsbuero-nicaragua.org)



# Verweigern Widersetzen Revoltieren

**Der 35. Kongress der „Bundeskoordination Internationalismus“ (Buko) widmete sich der Verweigerung als politischer Strategie.**

*Simon Goeke*

Der Hof des Eine-Welt-Hauses, das als Tagungszentrum diente, wurde zur Groß-Volx-Küche umfunktioni-ert. Mehr als 350 Aktivistinnen und Aktivisten nah-men an über 70 Veranstaltungen teil. Auch Räume im benachbarten DGB-Haus sowie das Büro der Linkspartei und das des Kurt-Eisner-Vereins im West- end wurden genutzt. Keine Frage, der 35. BUKO- Kongress, der Anfang Mai in München stattfand, hat- te einiges zu bieten und kann als voller Erfolg gel- ten. Gut beraten waren die Besucherinnen und Be- sucher, sich an einem Thema zu orientieren. Drei rote Fäden, so genannte Tracks, zogen sich durch das Programm: Antirassismus, Antimilitarismus und Ressourcenkämpfe.

Neben den Vorträgen und Diskussionen fanden auch praktische Workshops statt. Besonderen Andrang hatten dabei, trotz miserablen Wetters, die Stadt- rundgänge. So machten sich einige auf die Suche nach Spuren der kolonialen Vergangenheit Mün- chens. Andere nahmen an einem antimilitaris- tischen Stadtspaziergang teil, der fast schon den Charakter einer Spontandemo hatte. Wieder andere gingen zur Lesung am Königsplatz anlässlich des Jah- restages der Bücherverbrennungen, nahmen an ei- nem Rundgang über die KZ-Gedenkstätte Dachau teil oder informierten sich auf einem Rundgang über die politische Geschichte Münchens.

Wer sich auf dem Track Antirassismus bewegte, wur-

de viel mit der Aufarbeitung der kolonialen Vergan- genheit und den postkolonialen Strukturen der Ge- genwart konfrontiert. Schon am ersten Tag eröffnete Aram Ziai den Track mit einem Crashkurs zu post- kolonialer Theorie unter dem Titel „Willkommen in Zhengistan“. Durchaus gelungen stellte Ziai dar, wie sich die Selbstgewissheit des durch koloniale Aus- beutung erlangten Wissens dekonstruieren lässt. Wenn der chinesische Admiral und Seefahrer Zeng He Anfang des 15. Jahrhunderts seine Reisen durch den Pazifik ausgedehnt hätte, wäre er vielleicht auf die Halbinsel getroffen, die wir heute Europa nen- nen. Sie wäre dann Zhengistan genannt worden, so wie Amerika nach dem italienischen Seefahrer Amerigo Vespucci benannt wurde. Wenn Landkarten gedreht sind, Europa nicht in die Mitte sondern am Rand liegt, die Darstellung flächentreu statt winkel- treu gewählt ist, verändert sich schon der Blick auf die Welt und das Wissen über sie.

In seinem Workshop zu den Straßenum- benennungen und aktuellen politischen Ausein- dersetzen mit Kolonialgeschichte in Berlin be- tonte Joshua Kwesi Aikins, dass es ihm nicht allein darum gehe, Straßen, die kolonialen Verbrechern gewidmet sind, umzubenennen, sondern auch die Debatten sichtbar zu machen, die dahin führten. Nur über die Darstellung dieser verschiedenen Schichten könne es gelingen, auch die Perspektive auf die Ge-

schichte zu drehen, ohne einfach nur eine Überschrift vorzunehmen.

Manuela Bauche berichtete in ihrem Workshop „Der ewige Nebenplot?“ davon, dass Kolonialgeschichte in der öffentlichen Geschichtserzählung meist als Nebenhandlung erzählt wird. Besonders deutlich wurde dies am Beispiel des Deutschen Historischen Museums in Berlin, wo die Kolonialgeschichte in einem Kasten etwas abseits des eigentlichen Erzählstranges und der Besucherführung abgehandelt wird. Erfolgreich intervenierten Aktivistinnen und Aktivisten mit einem Audio-Rundgang durch das Museum, der den Kolonialismus auch an Stellen thematisiert, wo er bisher in der Ausstellung verschwiegen wird und die Darstellung und Erzählweise des Kolonialkastens hinterfragt.

Am frühen Abend dann stellte der Berliner Verein *AfricAvenir International* die Publikation „50 Jahre afrikanische Un-Abhängigkeiten“ vor. Die zum ersten Mal in deutscher Sprache veröffentlichten Texte afrikanischer Intellektueller und Aktivist\*innen wurden von der Schauspielerin Sheri Hagen gelesen. Einer der eindrücklichsten Texte war sicherlich die Rede des panafrikanischen Revolutionärs Thomas Sankara in Addis Abeba vom 29. Juli 1987. Er sprach aus, was zunächst offensichtlich erscheint, aber kaum noch Erwähnung findet: „Die Ursprünge der Schulden sind auf die Ursprünge des Kolonialismus zurückzuführen. Geld wurde uns von denen geliehen, die uns kolonisiert haben. Es sind dieselben, die die Leitung von Staaten und Ökonomien innehatten. Die Kolonisatoren waren es, die Afrika bei den Geldgebern, bei deren Brüdern und Cousins verschuldet haben. Wir können diese Schulden nicht begleichen, weil wir nichts mit ihnen zu schaffen haben.“<sup>1</sup>

Schade nur, dass neben dem spannenden Workshop-Programm ausgerechnet die zentrale Podiumsdiskussion im Freiheit zu allgemeiner Enttäuschung führte. Vielleicht war es schon die thematische Rahmung, die hier zu einer Verweigerung der Podiumsgäste führte, tatsächlich über die derzeit erlebten Krisenproteste und anhaltenden Auseinandersetzungen zu diskutieren. Die vom französischen „Unsichtbaren Komitee“ formulierte Analyse im 2007 erschienenen „Kommenden Aufstand“, dass es zu neuen und neuartigen permanenten Zyklen der sozialen Kämpfe kommen werde, sollte von Aktivist\*innen der autonomen und anarchistischen Bewegungen Griechenlands, Spaniens, Frankreichs und Tunesiens diskutiert werden. Obwohl schnell klar wurde, dass das Manifest des „Unsichtbaren Komitees“ in keinem der sozialen Kämpfe eine besondere Beachtung gefunden hatte, hielt die Moderatorin an dem thematischen Rahmen fest, so dass manch einem Podiumsgast nichts anders übrig blieb, als verständnislos mit den Achseln zu zucken.

Dadurch erfuhr das Publikum in der überfüllten Freiheit-Halle wenig bis nichts über die unterschiedlichen Einschätzungen aus den Krisenprotesten in Spanien, Griechenland und Frankreich, sowie aus der postrevolutionären Bewegung in Tunesien. Statt dessen musste es ertragen, wie die Moderatorin behauptete, in Deutschland schaue man mit Neid auf Griechenland und Spanien, da hier so viel Bewegung sei. Leider wies keiner der Gäste die Moderatorin darauf hin, dass an der Ursache dieser Bewegungen – der sozialen Not der Menschen – nichts Beneidenswertes ist. Stattdessen endete die Diskussion mit einer ähnlich bemerkenswerten aber erschreckenden Analyse des französischen Gastes. Die Frage, wie eine internationalistische Perspektive im Gegensatz zu nationalistisch-protektionistischen Bestrebungen aussehen könnte, beantwortet er mit der Aufforderung nicht in „den Deutschen“ die Verursacher der Sparpolitik im Süden Europas auszumachen, sondern in der „protestantischen Ethik des Kapitalismus“. Die Antwort auf die Frage, was an der Frontstellung Katholiken gegen Protestanten fortschrittlicher sein sollte als an nationalistischen Erklärungsmustern, blieb der vermeintliche Autor des „Kommenden Aufstands“ schuldig.

So ging von der Podiumsdiskussion kein Impuls aus für eine internationalistische Perspektive der sozialen Bewegungen in Europa und Nordafrika. Um so deutlicher wurde, dass die internationale Vernetzung der Kämpfe und eine Debatte darüber, wie ein neuer Internationalismus jenseits der etablierten Institutionen aussehen könnte, in Zukunft noch intensiviert werden muss.

<sup>1</sup> Rede von Thomas Sankara in Addis Abeba am 29. Juli 1987, in: *50 Jahre afrikanische Un-Abhängigkeiten*, S. 111.





*Solidarität heute und morgen*

script

15

Perspektiven  
gegenseitiger Unterstützung  
THEMEN DER  
NICARAGUA KONFERENZ

# Solidarität heute und morgen

(ea) Die neueste Veröffentlichung aus der Reihe der nahua scripte des Informationsbüros Wuppertal beschäftigt sich mit der Nicaragua-Solidarität. Die Broschüre stellt die Ergebnisse des gleichnamigen Seminars vom Oktober 2012 vor. Auch für Menschen, die bei der Veranstaltung mit über 100

Klimawandel aus dem Blickwinkel der hauptsächlich Betroffenen, also des Südens, dargestellt. Der zweite Teil der Broschüre beschäftigt sich umfassend mit Solidarität. Als erstes wird ein konkretes Solidaritätsprojekt dargestellt. Am Beispiel der Kampagne gegen giftige Ethanolgewinnung für Agrotreibstoffe kann man nachvollziehen, wie mühevoll es selbst in einem so offensichtlichen Fall wie diesem ist, untragbare Verhältnisse zu ändern, wenn sie mächtigen Interessen nützen. In einem zweiten Artikel erhält man einen kurzen Überblick über die Geschichte der deutschen Solidaritätsbewegung und was es für jemanden bedeutet, sich heute an die Nord-Süd-Problematik heranzuführen zu lassen, indem er/sie an einer Solidaritätsbrigade nach Nicaragua teilnimmt. Der interessanteste Teil des Buches ist sicherlich der letzte Artikel. Er gibt den Teil des Seminars wieder, bei dem das Thema „Solidarität heute und morgen“ abschließend zur Diskussion gestellt wurde. Die Beteiligten waren sich einig, dass zur Solidarität vor allem Austausch gehört, von einander lernen. Spannend war die Diskussion, weil die nicaraguanischen Gäste offensichtlich die ihnen zugedachte wichtige Rolle blendend ausgefüllt haben. Selbstbewusst boten sie an, ihre Erfahrungen mit „einem Leben auf der Basis von Solidarität“ den Freund\_innen im Norden zu vermitteln. Auch ihre Überlegung, dass gerade jetzt, in der aktuell tiefsten Krise des Kapitalismus, Austausch vom Süden in den Norden interessant wäre, wirkte überzeugend. Von den Partner\_innen im Norden erwarten sie vor allem Solidarität mit den Menschen, die tagtäglich für ihr Überleben kämpfen.

Alles in allem eine anregende Lektüre, die Lust auf weitere Veranstaltungen dieser Art macht.

Teilnehmer\_innen, darunter viele junge Leute, und seinen vielen Referaten – die wichtigsten von den vier Referent\_innen aus Nicaragua – nicht dabei waren, machen die hier präsentierten Texte sicherlich deutlich, wie interessant und umfassend damals das Thema Solidarität behandelt worden ist.

Im ersten Teil wird der Hintergrund beschrieben, vor dem die Solidarität mit Nicaragua heute stattfindet. Vier Artikel beleuchten wichtige Bereiche der aktuellen sozialen Situation. Berichtet wird über die Situation der Frauen, die geprägt ist von unverändert hoher Gewalt trotz des verbesserten strafrechtlichen Schutzes, und dem Leben mit dem totalen Abtreibungsverbot. Ein zweiter Artikel beschäftigt sich mit den Rahmenbedingungen des materiellen Lebens in Nicaragua und skizziert die Wirtschaftspolitik der Regierung Ortega. In dem Gegenüber von neoliberaler Weltmarktintegration und bemerkenswerten Sozialprogrammen, finanziert mit den Mitteln von ALBA, wird dem Kapitel Assoziierungsabkommen EU/Zentralamerika ein besonderer Platz eingeräumt. Anschließend folgt eine mehr ins Detail gehende Analyse zur ländlichen Entwicklung mit Informationen zum Kooperativenbereich und zur Organisation CIPRES, die die Entwicklung auf dem Land wissenschaftlich unterstützt. Im letzten Artikel des ersten Teils wird das globale Problem Umweltkrise/

nahua script 15  
Solidarität heute und morgen – Perspektiven  
gegenseitiger Unterstützung,  
Informationsbüro Nicaragua e. V.  
100 Seiten, 5,- Euro



# Koloniale Kontinuitäten und ein kurzer Moment des Aufbruchs

Jutta Blume

Seit dem Putsch gegen den demokratisch gewählten Präsidenten Manuel Zelaya am 28.6.2009 wurden grundlegende Weichen für einen rasanten Ausverkauf von Honduras gestellt. Seither werden die Naturgüter veräußert, die Ländereien sowie in gewisser Weise auch die EinwohnerInnen, weil sie vor der Wahl stehen, unter prekären Bedingungen in Honduras zu arbeiten oder sich den Millionen von ArbeitsmigrantInnen anzuschließen, die Zentralamerika Jahr für Jahr zumeist gen Norden verlassen. „La patria no se vende“ („Die Heimat ist unverkäuflich“) ist oftmals auf Transparenten bei Demonstrationen zu lesen. Dennoch richtet sich der Protest nicht gegen den Ausverkauf des Nationalstaats. Vielmehr sollte das, was verkauft wird, in vielen Fällen dem Selbstbestimmungsrecht indigener Völker unterliegen. Dazu gehören Flüsse und Wälder, die von diesen Gruppen bislang weitaus nachhaltiger genutzt worden sind, als dies in der kapitalistischen Wirtschaft mitsamt ihrer neuen Ausprägung der „Green Economy“ möglich ist.

In Honduras leben neun verschiedene indigene Bevölkerungsgruppen, deren Rechte der Staat mit der Unterzeichnung der Konvention 169 der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) im Jahr 1994 anerkannt hat. Faktisch missachten alle drei staatlichen Gewalten diese Rechte, sei es der Kongress durch die Verabschiedung von Sonderentwicklungszonen auf indigenen Territorien, ohne die BewohnerInnen zuvor zu konsultieren; seien es Polizei und Militär, die diejenigen, die ihre Naturgüter verteidigen, gewaltsam vertreiben, verfolgen und ermorden; seien es Staatsanwaltschaft und Gerichte, die sich durch Untätigkeit und Verzögerungstaktiken auszeichnen, wenn es um Landkonflikte und die Verletzung von Menschenrechten geht.

Die Entwicklungen der vergangenen vier Jahre – unter der Putschregierung von Roberto Micheletti bis

Januar 2010 sowie der amtierenden und von der Widerstandsbewegung nicht anerkannten De-facto-Regierung von Porfirio Lobo – stehen natürlich nicht isoliert für sich. Honduras ist ein Land, dessen Schicksal seit der Kolonisation immer in den Händen weniger Oligarchen lag. Daran hat sich bis heute nichts geändert. Diese Oligarchenfamilien sind in den zwei großen politischen Parteien ebenso vertreten wie im Militär, allen wichtigen Unternehmen des Landes, den Medien und in jüngster Zeit auch im wichtigsten informellen Wirtschaftszweig des Landes, dem Drogengeschäft. Der Ausverkauf des Landes erfolgt nicht seit gestern, so wurden z. B. schon in den 1920er Jahren großflächige Ländereien im Norden an die Bananenkonzerne *United Fruit Company* und *Standard Fruit Company* vergeben. Nach dem Niedergang der Bananenwirtschaft wurde in Agrarreformen der 1960er und 1970er Jahre ein Teil dieses Landes an BäuerInnenkooperativen vergeben. Mit dem globalen Vormarsch des Ölpalmenanbaus wurden und werden die Bäuerinnen und Bauern Opfer eines neuen Landraubs (vgl. Kap. 7). Manuel Zelaya hatte einen zaghaften Agrarreformprozess in Gang gesetzt, außerdem hatte er u. a. die Vergabe von Minenkonzessionen ausgesetzt und einen Min-



destlohn eingeführt. Die Reformen liefen den Interessen der wirtschaftlichen Eliten zuwider und mit dem Putsch wurde diesen Reformen ein jähes Ende gesetzt. Gleichzeitig förderte der Staatsstreich die Beliebtheit Zelayas in den ärmeren Bevölkerungsschichten.

Die ländliche und indigene Bevölkerung wird jedoch nicht nur durch Landraub, Privatisierung von Flüssen und giftige Bergbaurückstände ihrer Lebensgrundlagen beraubt. Sie wird auch direkt ihres Lebens beraubt, vor allem wenn sie es wagt, sich für ihre Rechte einzusetzen. Organisierte KleinbäuerInnen, IndigenenvertreterInnen, UmweltschützerInnen, AnwältInnen und kritische JournalistInnen werden Opfer von Drohungen und politischen Morden. In dieser Situation ist die allgemeine Straflosigkeit (vgl. Kap. 1) verheerend, zumal die TäterInnen zum Teil in den staatlichen Institutionen wie Polizei und Militär selbst zu finden sind oder von diesen unterstützt werden, wie die Alternative Wahrheitskommission (*Comisión de Verdad*) dokumentiert hat.

Die hohe Rate von Gewaltverbrechen (91,6 Morde pro 100.000 EinwohnerInnen im Jahr 2011 laut dem Büro der Vereinten Nationen für Drogen- und Verbrechenbekämpfung, UNODC) macht es dabei einfach, politische Morde als „Alltagskriminalität“ zu ka-

schieren. Die Verflechtung von staatlichen Sicherheitsorganen und organisiertem Verbrechen trägt zur Undurchsichtigkeit von Motiven und Täterschaft bei. Dabei haben sich allerdings Strukturen herausgebildet, die Menschenrechtsorganisationen als „Todesschwadronen“ bezeichnen. Dies sei ein Indiz dafür, dass Methoden aus der Zeit der Militärdiktatur der 1980er Jahre wieder etabliert werden.

Mit dem Putsch entstand eine starke und facettenreiche Widerstandsbewegung – die *Resistencia* – die es in Honduras in dieser Form nie zuvor gegeben hatte. BäuerInnen, GewerkschafterInnen, indigene Gruppen, Feministinnen und LGBTI-AktivistInnen haben seither gemeinsam demonstriert, einander kennen- und trotz aller Verschiedenheit zu unterstützen gelernt. Die einzelnen Gruppen der *Resistencia* sind dabei kein Produkt des Putsches, aber die politische Einigkeit, die sie zeitweise an den Tag legten. Die Kämpfe der einzelnen Gruppen, etwa der Einsatz der Lenca und Garífuna um Landtitel und kulturelle Anerkennung (vgl. Kap. 3) reichen bis in die 1970er Jahre zurück.

Allerdings ist sich die *Resistencia* uneinig, was die Teilnahme am bestehenden politischen System, d. h. an den im November stattfindenden Präsidentschaftswahlen angeht (vgl. Kap. 10). Trotz der großen Popularität der neuen Partei Freiheit und Neugründung (*Libertad y Refundación, LIBRE*), die von Manuel Zelaya nach seiner Rückkehr nach Honduras im Jahr 2011 gegründet wurde und deren Spitzenkandidatin seine Ehefrau Xiomara Castro ist, werden dieser wenig Chancen eingeräumt. Am Ende werden die beiden großen Parteien mittels Propaganda, Einschüchterung und Wahlmanipulationen wieder die Macht unter sich aufteilen, so die Befürchtung von MenschenrechtsverteidigerInnen.

**Honduras: Stimmen gegen den Ausverkauf des Landes**

Jutta Blume, Kirstin Büttner [Hrsg.]  
Foto-Interview-Band, DIN A5,  
90 Seiten

Der Band wird herausgegeben von der Hondurasdelegation, in der auch das Ökumenische Büro mitwirkt, und kann unter der folgenden Email-Adresse bestellt werden:

bestellung@mondial21.org  
Preis Einzelexemplar: 5,00 Euro (zzgl. 1 Euro Versand Deutschland, 3 Euro Versand europäisches Ausland)

*Demonstration gegen das neue Bergbaugesetz und Sonderwirtschaftszonen (Ciudades Modelos) in Tegucigalpa*



# Flug- und Zugdienst

## Was ist der Flugdienst?

Als der Flugdienst 1985 ins Leben gerufen wurde, stand die Idee dahinter, die Flüge für die Arbeitseinsätze in Nicaragua zu organisieren. Mittlerweile vermitteln wir nicht nur Flüge für BrigadistInnen, sondern für Alle an alle Orte der Welt. Und nicht nur Flüge, sondern auch Mietwägen, Hotels, Pauschalreisen und neuerdings auch Zugfahrkarten. Aus dem internen Dienstleistungsservice ist eine dauerhafte Nebenerwerbsmöglichkeit für unser Büro entstanden. Auch wenn der Großteil der von uns verkauften Flugtickets für Projekte im Rahmen der internationalen Zusammenarbeit sind, so freuen wir uns auch über jedes für eine Urlaubsreise verkaufte Flugticket. Jeder Flug (und auch jede Zug- oder Pauschalreise) hilft uns, das Ökumenische Büro auch weiterhin finanzieren zu können.



## Was ist der Zugdienst?

Seit Kurzem können Sie Ihre Fahrkarten für die Deutsche Bahn online über unsere Internetseite buchen. Es sind zwar nur Centbeträge, die wir dafür bekommen, aber es kostet Sie keinen Cent mehr und bei uns „läppert“ sich doch der ein oder andere Euro zusammen.

Die Buchungen sind telefonisch, per Mail und auch online machbar. Einfach mal auf unsere Homepage schauen!

[www.oeku-buero.de/flug](http://www.oeku-buero.de/flug)

[www.facebook.com/oekubuero.flug](https://www.facebook.com/oekubuero.flug)

**iz3w ▶ Zeitschrift zwischen Nord und Süd**

# 337

Yala! Yala!  
Arabische Frauenbewegungen

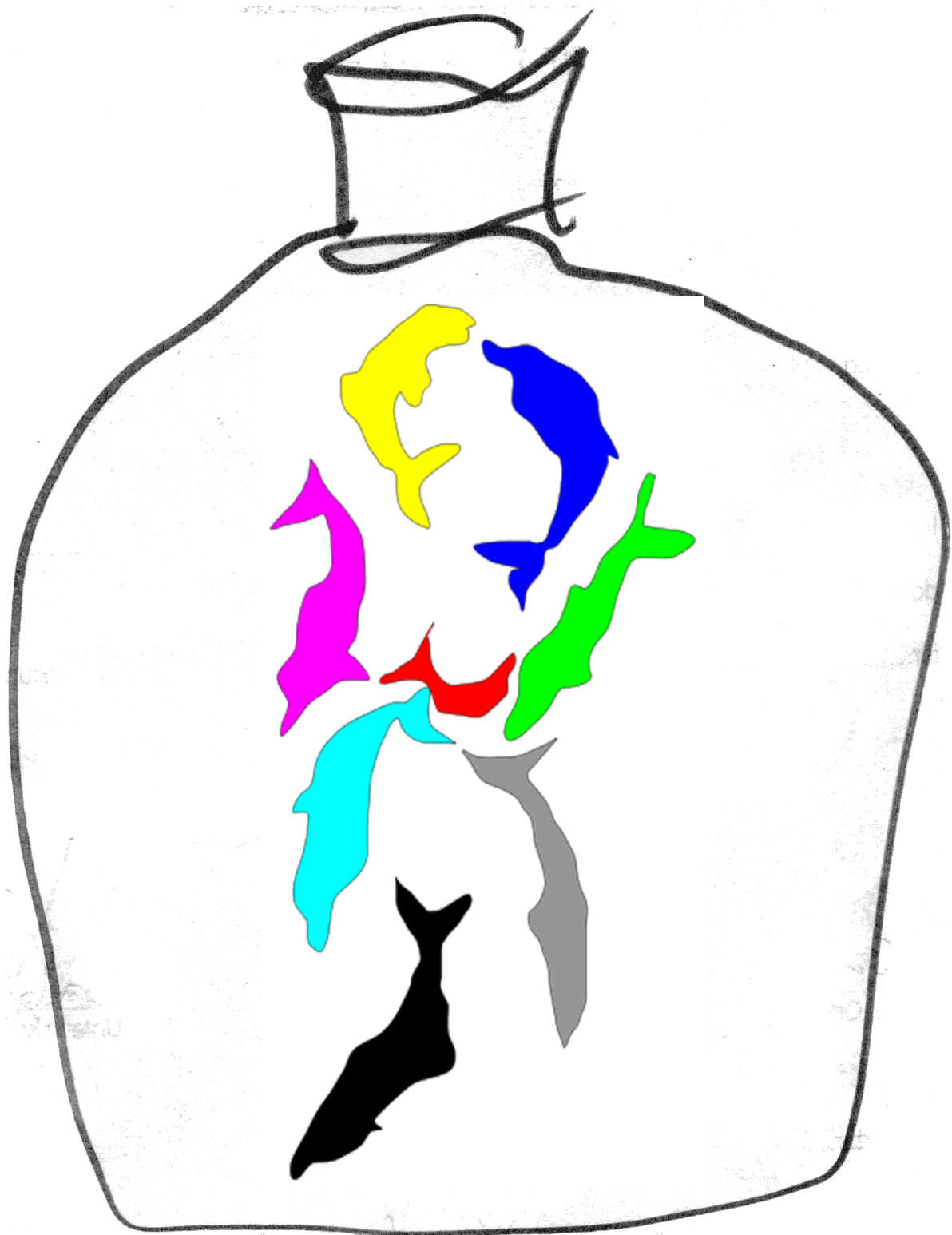
Außerdem: ▶ Machtpolitik in Ostafrika  
▶ Windkraft in Mexiko ▶ Flüchtlingslager in Tunesien ▶ Politik mit Style ...

Einzelpreis € 5,30

auch als PDF zum Download

iz3w ▶ Telefon (0049)+761-740 03  
info@iz3w.org · www.iz3w.org

iz3w



Lateinamerika emanzipativ  
Internationalismus Nicaragua  
Kultur kritisch  
Menschenrechte El Salvador  
Bildung solidarisch  
www.  [oeku-buero.de](http://www.oeku-buero.de) Mexiko